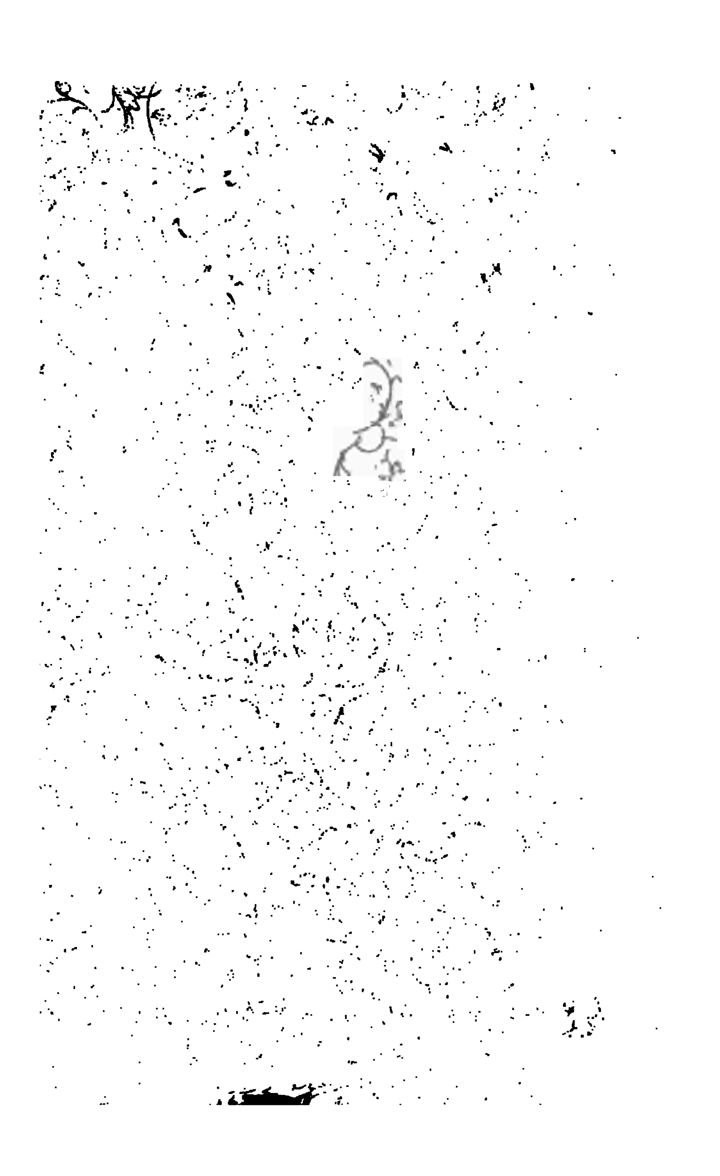
ANTIKE LYRIK

IN MODERNEM GEWANDE.

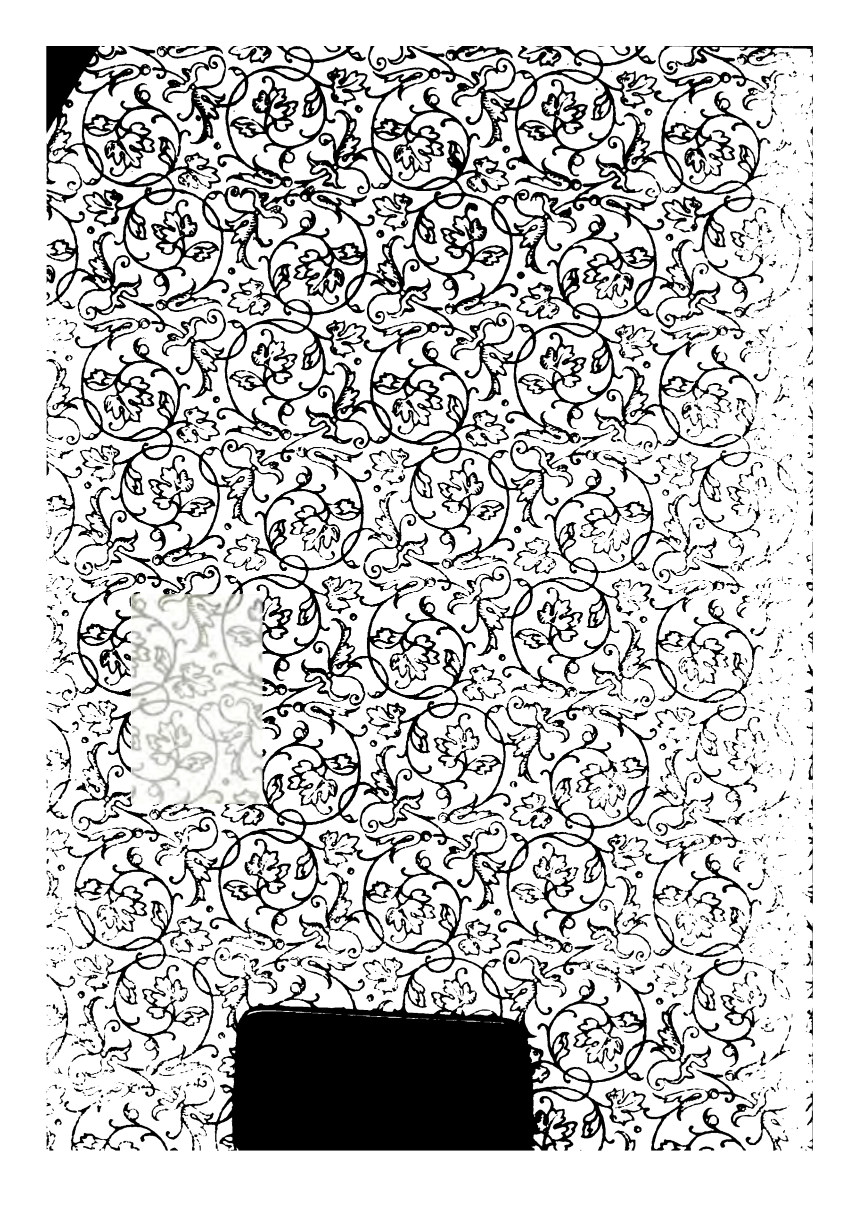
Von EMIL ERMATINGER und RUDOLF HUNZIKER.

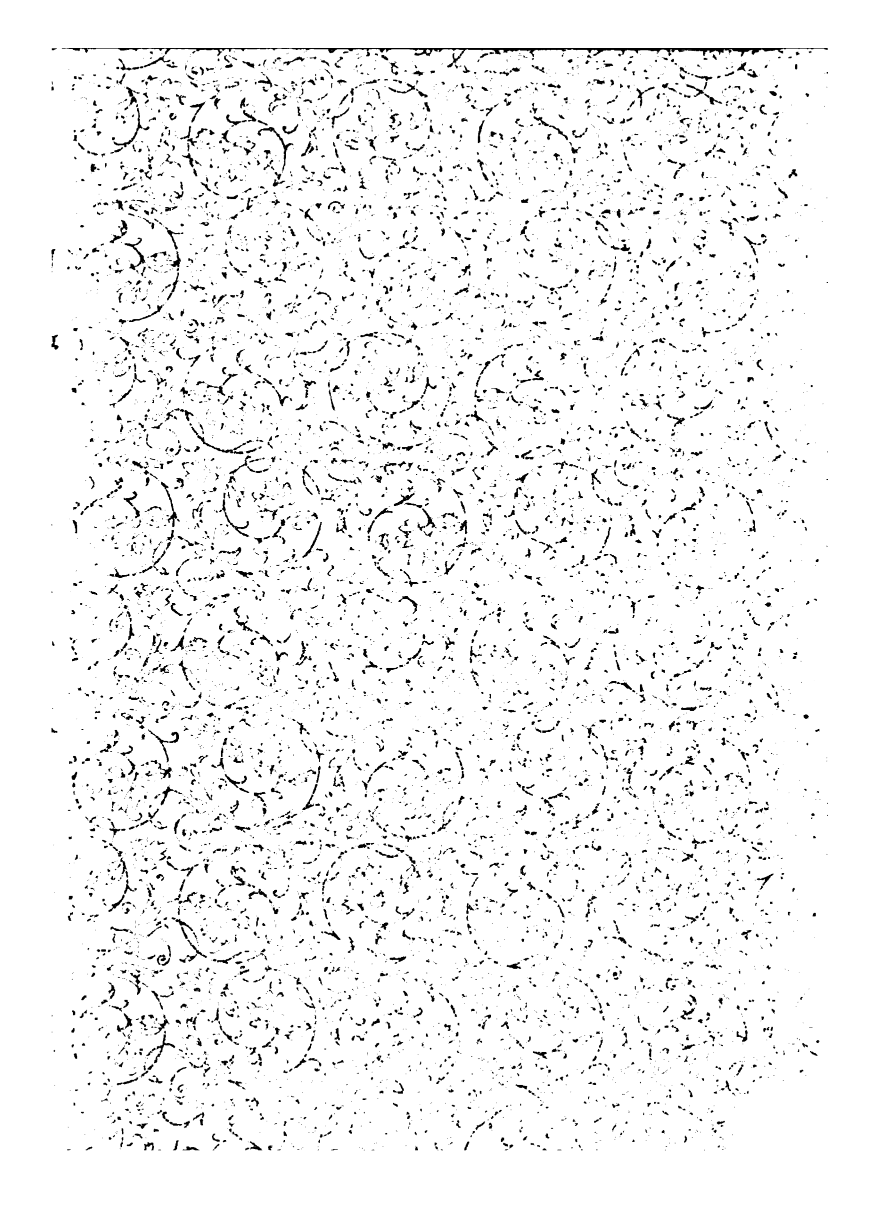


J. Hubers Verlag in Frauenfeld

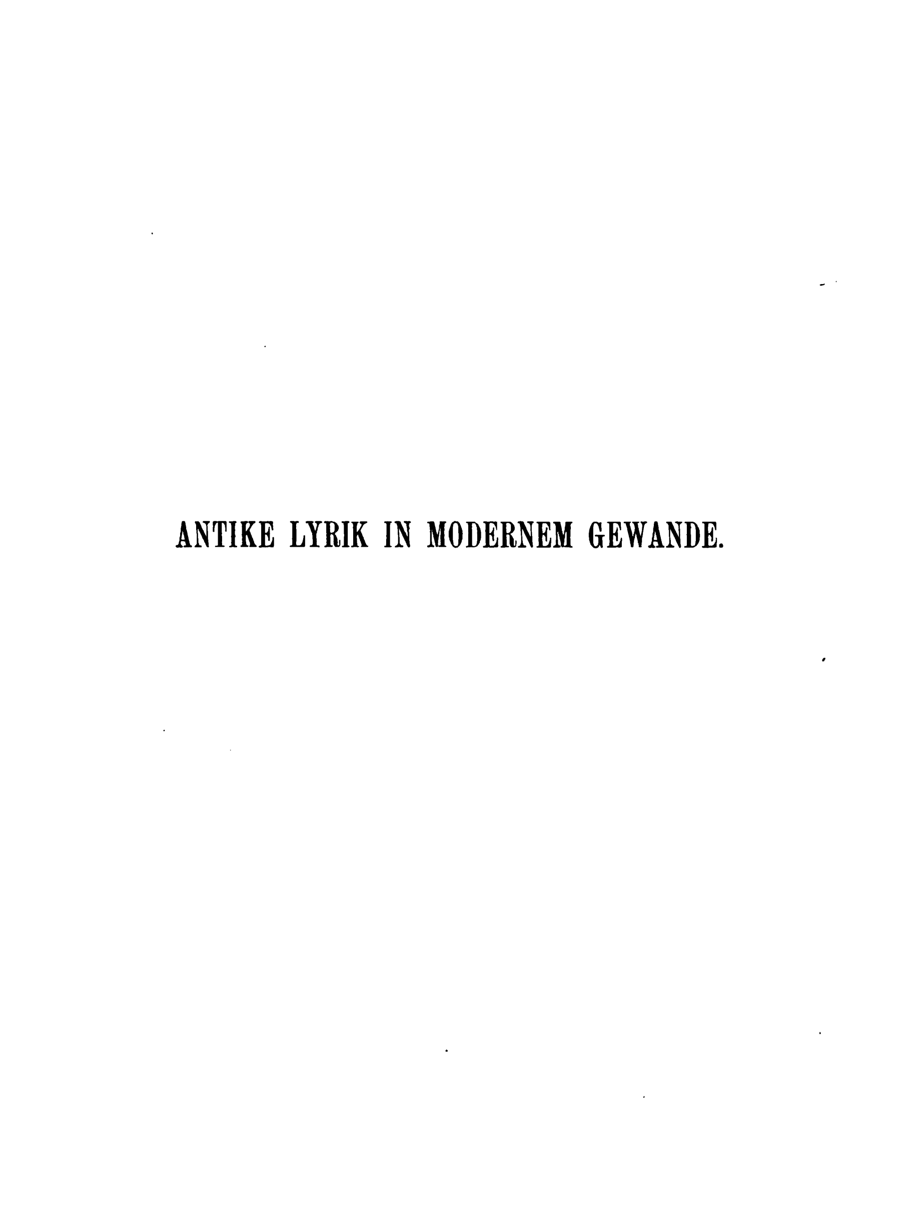












ANTIKE LYRIK IN MODERNEM GEWANDE.

ANTIKE LYRIK
IN MODERNEM GEWANDE.

Von EMIL ERMATINGER und RUDOLF HUNZIKER.

MIT EINEM ANHANG: Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen.



1898
Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

Huber & Co. Buchdruckerei, Frauenfeld.

Herrn

alt Rektor Dr. J. J. WELTI in Winterthur

in aufrichtiger Verehrung

zugeeignet.

Zum Geleite.

Neugeburt.

Um den Fuß gebrochner Säulenhallen
Träumt des Meeres dämmergraues Schweigen.
Hoch an Marmorsäulen, halb zerfallen,
Klimmt der Epheu über Lorbeerzweigen.

Auf dem Wasser schwimmen meine Blicke,
Auf dem klaren Spiegelbild des Landes,
Weben neu zerrissene Geschicke,
Bauen auf die Trümmerwelt des Strandes.

Weiße Tempel schau' ich in den Tiefen.
Purpurn glüht's von rotem Fackelscheine
Zwischen dunkeln Pinien und Oliven:
Priester wandeln nach dem Opferhaine.

Ernst der Blick, die morsche Hand am Stabe,
Folgen stumm sie einer dunkeln Bahre;
Eine Jungfrau tragen sie zu Grabe,
Hingerafft im Lenz der Jugendjahre.

Und die Flammen lodern, die der schönen
Toten blütenweißen Leib verschlingen.
Dumpf erbraust in feierlichen Tönen
Durch den düstern Hain ein tiefes Singen:

„Welken Körpers staub'ge Reste kleben
In der engen Nacht des Aschenkruges!
Reinen Feuers goldne Schwingen heben
Auf den Geist zum Himmel lichten Fluges!

„Soll er zu sich selber sich verklären,
Muß der Schöpfer seine Form zerschlagen;
Steigt zum Bad er in krystallnen Sphären,
Wirft das Kleid er ab, das er getragen!

„Neuverjüngt, wird er in lautrer Fülle
Suchend durch des Weltalls Weiten schweben,
Wird sich schaffen eine neue Hülle,
Neu in alter Schönheit fortzuleben!"

E.

GRIECHEN.

Archilochos.

(um 650 v. Chr.)

Lebensregel.

Herz, mein Herz, der herben Sorgen Beute,
Verzage nicht, wirf keck die Brust entgegen
Des Jammers Qual, und wappne kühn dich heute,
Der Feinde speergewalt'ge Scharen zu erlegen!

Juble nicht im hehren Siegerkleide!
Und fällst du kämpfend, laß die feigen Klagen!
Des Segens freu dich, hemm den Stolz im Leide:
Du bleibst ein Mensch im Glück und in den trüben Tagen.

H.

Simonides von Amorgos.

(um 625 v. Chr.)

Beschränkung.

Zeus, dessen Donner durch die Lüfte schallt,
Er lenkt das All mit schaffender Gewalt.
Was stolz der Menschen Geist erstrebt und sinnt,
Ist leer und nichtig, wie ein flücht'ger Wind.
Sein Leben schwindet, wie ein Tag entschwebt.
Er gleicht dem Tier, das an der Erde klebt.
Grau liegt die Zukunft vor ihm. Hülflos nimmt
Er alles, wie die Gottheit es bestimmt.
Umschmeichelt von der Hoffnung Gaukelspiel,
Strebt er nach unerreichbar fernem Ziel;
Bald harrt er, ob das Glück, so heiß gesucht,
Ein Tag ihm bringe, bald der Jahre Flucht,
Und alle wähnen, in der Zeiten Schoß
Mehr Glück zu finden und ein reicher Los.
Umsonst! Den einen hat des Alters Last
Erdrückt, eh' er das ferne Ziel erfaßt;
Es rafft den andern Krankheit jäh dahin;
Der muß vom Schlachtfeld nach dem Hades ziehn.

Der Kaufmann fährt mit schwer beladner Yacht;
Viel stolzen Reichtum birgt die volle Fracht —
Da tobt der Sturm auf wilder See daher:
Sein Glück begräbt im Wogenschwall das Meer.
Die Schlinge hat sich mancher selbst geschürzt
Und selbst sich in den finstern Tod gestürzt.
Kein Leiden ist uns fremd. In wildem Schwarm
Umdräun Verderben uns und Not und Harm.
Wozu das Streben, das nur Täuschung schafft?
Wozu die Müh', die nie das Glück errafft?
Ich sag' euch: Ruhm und Gut ist eitler Schein!
O glaubt mir, und ihr werdet glücklich sein!

E.

Sappho.

(um 580 v. Chr.)

Gebet an Aphrodite.

Göttin der Liebe, o hör' meine Bitten,
Tochter des Zeus auf funkelndem Thron!
Nahe mir freundlich mit gütigen Schritten,
Rette mich, Hohe, vor Jammer und Hohn!

Einst vernahmst du mein flehendes Rufen,
Das aus der Tiefe zu dir geirrt.
Schreitend über des Himmels Stufen,
Hast du den goldenen Wagen geschirrt.

Eilende Tauben im Silbergefieder
Führten auf schimmernder Ätherbahn
Schwirrenden Flügelschlags dich nieder
Nach der Erde dämmerndem Plan.

Und sie kamen. Da frugst du, Hohe, —
Über dein strahlendes Antlitz glitt
Sanft ein Lächeln — was mich bedrohe,
Frugst mich leise, warum ich litt:

„Sag', o Sappho, welch heißes Sehnen
Sich deiner wallenden Brust entringt?
Sag', wer dich kränkte zu bitteren Thränen,
Daß mein Mund zur Liebe ihn zwingt!

„Flieht er dich — soll er in raschem Verlangen
Folgen dir; wenn dein Geschenk er verschmäht —
Schenk' er selbst; läßt in Lieb' er dich bangen —
Flamme sein Herz auf, wenn es zu spät!"

Nahe auch heut mir! Lösche der schweren,
Quälenden Sorgen sengende Glut!
Wink' meinem Flehn ein holdes Gewähren!
Stärke zum Kampf den ringenden Mut!

E.

Liebeserschauern.

O Götterglück,
So süß und bang,
Dir zur Seite zu sitzen,
Dem holden Klang
Deiner Stimme zu lauschen,
Dem silbernen Lachen,
Das übermächtig
Das Herz mir durchdrang!

Kaum schau' dein Aug'
Ich, zauberhell,
So versiegt mir der Rede
Geschwätz'ger Quell;
Es erstarrt meine Zunge;
Wie knisternde Flämmchen
Durchzuckt's die Glieder
Mir heiß und schnell!...

Tiefdunkle Nacht
Webt dichten Flor
Mir schwarz vor die Augen!
Es rauscht mein Ohr!
Ein Zittern durchflutet
Den Leib mir! Es rieselt
Aus allen Poren
Der Schweiß mir hervor!

Wie Frühlingslaub
Am grünen Ast,
So bleich ist mein Antlitz
Mir jäh erblaßt!
Und es ist mir im Herzen
So müde, als hätte
Die Hand des Todes
Mich plötzlich erfaßt.

E.

Bakchylides.

(um 460 v. Chr.)

Friede.

Seine Gaben streut mit vollen Händen
Uns der Friede nun das Land entlang,
Holden Reichtums Fülle uns zu spenden,
Süßen Sanges goldenreinen Klang.

Sieh! es flammt vom prächt'gen Opferherde
Auf gen Himmel purpurrote Glut!
Opferdurstig trinkt die braune Erde
Fetter Stiere, zarter Schafe Blut.

Nach dem Turnplatz eilt der Jüngling wieder,
Friedlich mißt im Kampf sich Paar um Paar.
Zu der Flöte tönen kecke Lieder,
Nächtlich schwärmt der Zecher lose Schar.

In des erzgefügten Schildes Ritzen
Klebt ihr Netz die graue Spinne an.
An der Lanzen eisenscharfen Spitzen,
An den Schwertern nagt des Rostes Zahn.

Nicht mehr hör' ich Kriegsdrommeten klingen.
Ungestört um meine Lider kost
Sanfter Schlaf mit friedensvollen Schwingen,
Sorgenbangen Herzens süßer Trost.

In den Straßen leuchtet Festgepränge,
An dem Festmahl freut sich jedes Herz;
Und die Lieb' erwacht, und neue Klänge
Lodert sie aufjauchzend himmelwärts.

E.

Asklepiades.

(um 300 v. Chr.)

Bitte.

Hoch über Liebchens Thüre will,
O holder Kranz, ich leis dich legen.
Nun weile still, nun ruhe still!
Kein Blättchen soll sich lose regen!

Mit Thränen hab' ich dich betaut,
Dem Aug' des Liebenden entglitten.
Nun warte hier, bis, hold und traut,
Zur Thür sie tritt mit leichten Schritten.

Aufs Haupt dann ström' ihr, reich und klar,
Die Perlen, die im Laub dir blinken —
So mag ihr goldnes Lockenhaar
Erschauernd meine Thränen trinken!

E.

Meleagros.

(120—50 v. Chr.)

Beim Wein.

Füll' den Pokal und ruf': „Heliodora!“ [1]
Und ruf' es wieder! Ihr zum Preis schenk' ein!
Weih' mit dem Zauberwort „Heliodora“
  Den lautern Wein.

Setz' mir den Kranz von gestern auf, den fahlen,
Aus dem noch leis der Myrrhe Wohlduft quillt!
Er soll mir wieder vor die Seele malen
  Ihr süßes Bild!

Sieh', weinend senkt ihr Haupt die zarte Rose,
Die heißer Liebe treue Freundin ist,
Daß jene heut an fremdem Herzen kose
  Und mein vergißt.

E.

Klagelied auf den Tod Heliodoras.

Es weiht mein Herz an deinem teuern Grabe
Dir still der Thränen Sold, mein totes Lieb,
Der Liebe einz'ge, allerletzte Gabe,
Die dir im Reich der trüben Schatten blieb —

Den bittern Sold! Aus meiner Sehnsucht Fluten
Gieß' weinend ich auf deinen Hügel hin
Die Grabesspende und gedenk' der Guten,
Die liebend mir so reiches Glück verliehn.

Und klagen möcht' ich, nichts als immer klagen
Um dich, Geliebte, die im Tode du
Mir noch so lieb! Doch all mein bittend Fragen
Weckt nimmer dich aus deiner Todesruh.

Weh mir! es sank, dem finstern Gott zum Raube,
Das blüh'nde Reis, das zärtlich meine Hand
Gehegt; es welkt gebrochen hin im Staube
Die Blume, die so herrlich offen stand! —

So fleh' zu dir ich, die du voll Erbarmen
Uns alle nährst, o Mutter Erde! Gib
Ihm freundlich stille Ruh in deinen Armen,
Und bett' es sanft, mein armes, totes Lieb!

E.

Niobe.[2]

Hör', Kind des Tantalos, hör' meine Kunde,
Die todesdunkle, hör' sie, Niobe!
Und lausch' dem Jammerlied aus meinem Munde,
Das dir verkündet dein entsetzlich Weh!
Von deinem Haupte lös' die reichen Bänder!
Vom Wind zerraufen laß dein offnes Haar:
Für Phoibos Pfeil, den herben Gramesspender,
Hast du geboren deiner Söhne Schar!

Tot sind die Söhne, deine edeln, guten! —
Doch weh! welch neues Unheil schaut mein Blick?
Sieh! auf die Töchter braust in vollen Fluten
Herein des Todes grausiges Geschick!
Im Mutterarm seh' ich die eine liegen;
Bleich ruht die zweite auf der Mutter Knie'n;
Die dritte will an ihre Brust sich schmiegen;
Tot stürzt die vierte auf die Erde hin!

Die duckt vor den Geschossen sich zusammen;
Die schaut mit schreckgelähmtem Angesicht
Den Pfeil; ersterbend schickt die letzten Flammen
Des Auges jene noch zum Sonnenlicht!
Sie aber, deren Mund einst heitres Plaudern
Entquoll, die Mutter steht in stummer Pein.
Durch ihre Glieder rinnt ein tödlich Schaudern,
Und sie erstarrt, als würd' ihr Fleisch zu Stein.

E.

Philodemos.

(um 60 v. Chr.)

Von Blume zu Blume!

Hübsch zierlich ist mein Liebchen:
Schwarz funkelt ihr Augenpaar.
Krauser als Eppichblätter
Bäumt sich ihr lockiges Haar.

Zart ist, gleich weichem Flaume,
Ihrer Wange sanftes Rund,
Wie Venus Wundergürtel
Zaubermächtig ihr Mund.

Sie schenkt mir all ihre Liebe
Ohn' allzu reichen Sold:
Solch wunderherrlich Liebchen —
Wie ist mein Herz ihm hold!

Wie lieb' ich, o goldene Kypris,[3]
Sie, die mein Herz entzückt —
Bis ich eine andere finde,
Die mich noch reicher beglückt!

E.

Palladas.

(um 400 n. Chr.)

Das Leben.

Ein Segeln übers Meer auf schwankem Schiffe —
Das ist das Leben. Weh! der Sturm erhebt
So oft sich, schlägt den Kiel an Felsenriffe,
Daß seine Trümmer still das Meer begräbt.

Des Schicksals Göttin ist es, deren Hände
In ew'gem Schwunge drehn des Steuers Rad,
Und bang, ob sie das Rad zum Glücke wende,
Ziehn wir dahin auf abgrundtiefem Pfad.

Sie schenkt zur Fahrt den einen holden Segen,
Und bringt zu Fall die andern; doch zugleich
Ziehn alle wir dem gleichen Port entgegen,
Der unser wartet in der Schatten Reich.

E.

Paulos Silentarios.

(um 540 n. Chr.)

Gefesselt!

Doris zog aus ihren Locken
Sich ein feines, goldnes Haar,
Schlang es fest um meine Hände,
Daß ich ihr Gefangner war.

Anfangs lacht' ich, meinte spottend:
„Allzu leicht nur reiß' das Band
Ich entzwei, das mir die holde
Doris um die Hände wand!“

Und ich riß — doch ach, vergebens!
Und ich sah mit heißem Schmerz,
Daß unrettbar ich gefesselt,
Wie umschnürt von starrem Erz.

Und nun häng' ich an dem Haare,
Gräme mich in Qual und Schmach,
Folge haltlos, wenn die Herrin
An der Fessel zieht, ihr nach.

E.

Rufinos.

(6. Jahrh. n. Chr.?)

Bei Uebersendung eines Kranzes.

Ich pflückt' dir, Liebste, zarte Blumen,
Und meine Hand flocht sie zum Kranz:
Purpurne Rosen, blanke Lilien,
Und der Narzisse feuchten Glanz;

Tiefblaue Veilchen, Anemonen,
Drauf perlend blinkt des Morgens Tau:
Nimm hin sie, wind' in deine Locken
Des Frühlings Kinder, holde Frau!

Und laß den Stolz, der übermächtig
Aus deinem schönen Leibe glüht!
Noch prangst du, gleich des Kranzes Blumen —
Und rasch, wie sie, bist du verblüht!

E.

Theaitetos Scholastikos.

(6. Jahrh. n. Chr.)

Gute Fahrt!

Es prangt das Feld, ein reiches Blumenmeer.
Wie Purpur glüht es rings im weiten Rund.
Es regt und dehnt sich, wie verheißungsschwer,
Die Frucht tief in des Kelches Grund.

Auf schlankem Zweige im Cypressenstrauch
Singt die Zikade ihr melodisch Lied;
Stumm lauscht der Schnitter, wenn, ein Zauberhauch,
Es leise durch die Wiesen zieht.

Am Simse, das des Hauses Giebel trägt,
Hat sich sein Nest gebaut ein Schwalbenpaar;
Geschäftig fliegt es hin und her und pflegt
Und füttert treu der Jungen Schar.

In tiefem Schlummer ruht das Meer; nicht zischt
Die Woge schäumend an des Schiffes Wand;
Nicht wirft die Brandung mehr den weißen Gischt
Aufspritzend an den Klippenstrand.

Es schweigt der Wellen nimmermüdes Spiel.
Leis auf des Zephyrs sanften Flügeln bebt
Die Ruhe her, indessen Kiel um Kiel
Durch blaue Wasser sicher schwebt.

Als willig Opfer gib dem Meereswart,
Gib dem Priap[4] der Fische beste hin!
Dann magst, o Schiffer, du in guter Fahrt
Furchtlos durch Ioniens Fluten ziehn!

E.

RÖMER.

Catullus.

(um 84 – 54 v. Chr.)

Liebeslust.

Laß uns leben, o Lesbia, und lieben!
Laß die Reden grämlich gestrenger Alten,
Die so gern auf den Bund unsrer Herzen schalten,
Laß sie, o Liebste, alle im Winde zerstieben!

Sieh! Die Sonne sinkt, und sie hebt sich wieder!
Doch ist rasch erlöschend untergegangen
Unser Stern, so legt in der einen langen
Nacht zum ewigen Schlaf sich die Seele nieder.

Küsse mich! Gib, rosiger Lippen Spende,
Tausend Küsse, dann hundert mir, mein Leben!
Magst drauf wieder mir tausend, dann hundert geben,
Tausend immer und hundert mir ohn' Ende!

Rasch dann mengen wir durcheinander die Zahlen,
Wenn wir geküßt uns, daß wir vergessen sie beide,
Daß kein Feind es erfahre und es uns neide,
Weil wir geküßt uns zu so viel tausend Malen!

E.

Des Dichters Heimkehr nach Sirmio.[5]

Du Augenstern der Inseln und Gestade,
O Sirmio, so weit Neptun gebeut,
Auf hoher See und in der Länder Kreise:
Sei mir gegrüßt in frohem Wiedersehn!
Umgaukelt mich ein Traum? Ich kann's nicht glauben,
Daß Asiens ferner Küste ich entrann,
Und wohl geborgen deine Fluren schaue.
Geendet ist der Reise Drangsal heut,
Vorbei die Sorgen, die den Geist umfingen,
Da wieder ich dem eignen Herd genaht.
O schönster Preis der Müh'n, o höchste Wonne,
Zu rasten auf dem längst ersehnten Pfühl,
Da bitt're Qual ich litt auf fremder Erde!
Drum freu' dich deines Herrn, mein trautes Heim,
Ihr klaren Wogen, plätschert froh zum Strande,
Und Jauchzen schalle rings im ganzen Haus!

H.

Wanderlust.

Mild kommt der laue Lenz ins Land gezogen;
Der rauhen Winterstürme Macht
Sank jäh zusammen, und die Nacht
Durchfluten sanft der Zephyrn weiche Wogen.

Fort treibt's mich aus Nikaia's[6] üpp'gen Auen;
Von Phrygiens sonndurchglühtem Strand
Sehnt sich mein Herz von Land zu Land:
Die hehren Städte Asiens möcht' ich schauen.

Und immer ungestümer wird mein Sehnen;
Hinauszuschweifen drängt mein Fuß.
Die Ferne winkt mit holdem Gruß;
Von Wanderlust fühl' ich die Brust sich dehnen.

Vereint hat uns das Schicksal hergeleitet,
Ihr trauten Freunde, übers Meer.
Lebt wohl! Auf unsrer Wiederkehr
Trennt uns die ferne Flut, die weit sich breitet.

H.

Quintus Horatius Flaccus.

(65—8 v. Chr.)

Frühlingsmahnung.

Des rauhen Winters Macht liegt jäh darnieder,
Und milde Frühlingswinde wehn.
Die Schiffe kämpfen mit den Wogen wieder,
Und neues Leben siehst du rings erstehn.

Schau, wie die Herden auf die Triften eilen!
Des Lenzes Lust hat sie erfaßt.
Nicht mag im trauten Heim der Pflüger weilen,
Wenn alles von sich wirft des Winters Last.

Nicht mehr im Silberreif die Fluren prangen;
Und bei des Mondes blassem Schein
Führt Aphrodite, stillend ihr Verlangen,
Zum Tanz der Nymphen und der Grazien Reihn.

Horch! Drunten in des Ätna Feuerschlünden,
Da schmiedet der Kyklopen Brut
Die Blitze, die des Sommers Nahn verkünden.
Vulcan gebeut's und schürt der Esse Glut.

Mit Blumen der verjüngten Frühlingsauen,
Mit Myrtenzweigen schmück' dein Haar!
Im schatt'gen Hain soll Faun[7] sein Opfer schauen:
Schlacht' ihm der Böcke besten am Altar!

Im Turmpalast, im dürft'gen Heim erbeben
So Reich wie Arm ohn' Unterschied,
Wenn dumpf der bleiche Tod uns pocht; das Leben
Singt uns umsonst sein eitles Hoffnungslied.

Wenn Plutos Hallen dich vom Leben trennen,
Dann weilst du nimmer, Freund, im Zecherkreis,
Dann wirst für Lydia nimmer du entbrennen,
Der heut du reichst der holden Schönheit Preis.

H.

Jugendlust.

Sieh! des Soracte[8] Felsengipfel
Erglänzt im Schneegewande weiß!
Schwer drückt die Last der Bäume Wipfel,
Und auf dem Fluß staut sich das Eis.

Leg', uns vor Kälte wohl zu wahren,
O Freund, ins Feuer Holz genug,
Und ohne ängstlich heut zu sparen,
Bring' Wein uns im Sabinerkrug!

Gott sorgt fürs andre. Wenn sein Wille
Der Meeresstürme Toben bricht,
So schweigen die Cypressen stille,
Und selbst die Espe regt sich nicht.

Laß ab, zu bangen für das Morgen!
Ein jeder Tag sei dir Gewinn!
Um Liebe nur sollst du dich sorgen,
Nur frohem Tanze gib dich hin!

So lang des Alters Gram dir ferne,
Soll deine Lust der Ringplatz sein!
Wie lieblich lockt beim Licht der Sterne
Ein still vertrautes Stelldichein!

Wenn aus verstecktem Mädchenschwarme
Verräterisches Kichern dringt —
Wie süß das Pfand, das man vom Arme,
Vom Finger sich mit Müh' erzwingt!

E.

Totenklage.

Nach dir, Quintil,[9] ergreift uns immerfort
Ein heißes, ungestilltes Sehnen.
Drum misch' den Klagesang in unsre Thränen,
Du meine Muse, süßer Lieder Hort!

So hat dich denn des Todes kalte Hand
Zur ew'gen Ruh' gebettet! Ach, vergebens
Spähn wir nach reiner Treu im Trug des Lebens,
Seit er hinabschied in der Schatten Land!

So mancher Edle weint an seinem Grab;
Doch dir, Vergil, schlug jene Stunde,
Die deinen Freund entrafft', die tiefste Wunde;
Dein Flehn trotzt nimmer ihn den Göttern ab.

Entlocktest du der Saiten goldnem Klang
Ein Zauberlied, bei dessen Rauschen
Der Bäume Wipfel und die Felsen lauschen,
Wie einst, da Orpheus seine Weisen sang:

Umsonst, wen je mit düsterm Stab Mercur
Berührte und in eis'ger Strenge
Zum Hades sandte mit der finstern Menge,[10]
Auf ewig weilt er in des Todes Flur.

Ein grausam herbes Los ward unser Teil,
Und nur ein duldendes Entsagen
Vermag des Lebens harte Last zu tragen,
Wenn jäh uns trifft des Schicksals tück'scher Pfeil.

H.

Der Musen Freund.

Tragt in der Meere wilde Flut,
Ihr Winde, all mein Bangen!
Die fröhlichen Musen sind mir gut,
Sie halten mich schützend umfangen.

Welch ein Tyrann sein Scepter schwingt,
Wo eis'ge Firnen ragen,
Und wer den gewaltigen Parther[11] zwingt,
Laßt, Freunde, dies müßige Fragen!

Flicht mir zum Kranz der Blüten Zier,
Ich möcht' mein Liebchen schmücken!
Und schenk' mir ein Lied, ich dank' es dir:
Stets weißt du mich süß zu beglücken.

Ein herrliches Lied schenk', Muse, heut,
Und seltsam neue Weisen!
Wenn in gnädiger Huld dein Mund gebeut,
Kann würdig mein Liebchen ich preisen.

H.

Kleopatras Sturz.[12]

Laßt kreisen nun die funkelnden Pokale!
Schwingt hoch den Fuß im fessellosen Tanz!
Zum Opfer ruft des Tages Siegesglanz,
O Freunde, uns, zum festlich reichen Mahle!

Nicht rührten wir am altersgrauen Fasse,
Als Romas Herrschaft bei dem Flammenschein
Des Kapitols dem Untergang zu weihn,
Ägyptens Fürstin schwur in frevlem Hasse.

Umringt vom Rate weibischer Eunuchen,
Vom süßen Glück berauscht das heiße Blut,
Wie wagte kühn sich ihr vermess'ner Mut
Hoch in den Sternen seinen Ruhm zu suchen!

Doch dann — wie brach so rasch ins Nichts zusammen
Am Strand von Aktium ihr stolzer Wahn,
Als ihres Buhlen[13] Macht Octavian
Jäh niederstürzte in ein Meer von Flammen!

Wie sank die Hand so rasch vom Bechergriffe!
Zur Erde rann des Südens heißer Wein,
Bleich zitterte die Angst ihr durchs Gebein:
Der Cäsar folgte ihr auf schnellem Schiffe!

Die Kette droht! Umsonst des Weibes Rasen!
Der Rächer naht, so wie der stolze Aar
Herabschießt auf die scheue Taubenschar,
Der Jäger übers Schneefeld scheucht den Hasen.

Da hebt ihr Haupt sie: Ruhmvoll will sie sterben,
Als Königin! Nicht zagt des Weibes Hand
Zurück vom Stahl. Nicht an entleg'nen Strand
Entführt ein schnelles Schiff sie dem Verderben:

Mit heiterm Blick, ob auch ihr Reich gesunken,
Betritt die Fürstin mutig den Palast.
Rasch hat die wilden Schlangen sie gefaßt:
Ihr Körper hat das schwarze Gift getrunken. —

Sie, furchtbar noch im kühnen Todeswagen —
Wie durften sie, die Fürstin stolz und hehr,
Der Feinde kecke Schiffe übers Meer
Nach Rom im höhnenden Triumphe tragen?

E.

Ohne Prunk.

Weg, o Sklave, mit blinkendem Prunkgeräte!
Bring' den Kranz mir nicht aus den Blättern der Linde!
Suche nicht, ob im Garten sich eine späte
Rose noch finde!

Nichts als Myrten hol' uns, die sinnig schlichten!
Myrtengeschmückt magst du mir den Wein kredenzen!
Und nur Myrten sollen beim Trunk in der dichten
Laube mich kränzen!

E.

Lebe!

Mag riesenhoch dich auch die Not umtürmen,
Schau' ihr entgegen, Freund, mit heiterm Blick!
Laß, wenn dir lacht ein gütiges Geschick,
Die Freude maßlos nicht dein Herz durchstürmen!

Dir winkt der Tod, ob ewig bangen Sorgen
Du lauschest, ob an Feiertagen du
An altem Feuerwein in süßer Ruh
Dein Herz erfreust, auf stiller Au verborgen.

Sieh! es vermählt zu gastlich kühlem Schatten
Die hohe Pinie ihr Blätterdach
Der Silberpappel, und es rauscht im Bach
Die Welle flüchtig durch des Thales Matten:

Pflück' Rosen dir — sie schwinden rasch von hinnen!
Und strömen soll beim Salbenduft der Wein,
So lang die Jugend und das Glück noch dein,
So lang die Parzen ihren Faden spinnen!

Von deinen Wäldern, deinen stolzen Schätzen
Wirst scheiden du, vom ragenden Palast
Am Tiberstrand! Auf deines Reichtums Last
Wird seinen Fuß ein froher Erbe setzen!

Und bist du auch von alten Königsthronen
Ein reicher Sproß, und sinkst du im Gewand
Des Bettlers nieder an des Weges Rand:
Es wird der Tod sein Opfer nicht verschonen!

Zum gleichen Ziel wird er uns alle zwingen.
Es birgt die Urne unser aller Los;
Es springt heraus — und in des Orkus Schoß
Wird Charons Kahn zum ew'gen Schlaf uns bringen.

E.

Des Dichters Unsterblichkeit.

Ein herrlich Denkmal hab' ich aufgerichtet,
Gewaltig ist's und dauernder als Stein.
Einst liegt der Pyramiden Pracht vernichtet:
Was ich geschaffen, hat ein ewig Sein;
Es trotzt dem Wettersturm und wird bestehen,
Gleichviel, ob in der Zeiten rascher Flucht
Der Jahre tausende vorübergehen.
Nicht trifft der Tod mich, nicht spürt seine Wucht

Mein Genius, der die dunkle Pforte meidet,
Die einführt in der Libitina[14] Reich.
Stets bleibt, ob auch mein Geist zum Orkus scheidet,
Mein Ruhm im Mund der Nachwelt ewig gleich,
So lang, der stillen Andacht dort zu walten,
Die Priest'rin steigt zum Kapitol empor.[15]
Im Dienst der hehren Muse durft' ich schalten,
Die mich zum Sänger meines Volks erkor.
Sie rief mich fort aus jenen dürren Auen,
Die wilden Schwalls der Aufidus[16] durchtost,
Und ließ den dürft'gen Sohn des Berglands schauen
Sein eigen Bild vom Ruhmesglanz umkost.
Hörst du der Sappho neu erstand'ne Sänge?
Wie des Alkaios[17] Leier frisch ertönt?
Doch für den Römer sind es heim'sche Klänge,
Durch mich zuerst der fremden Kunst entwöhnt.
Drum blick', o Muse, stolz auf meine Lieder,
Die mich dein sangeskund'ger Mund gelehrt,
Und mit dem Lorbeer steig' zu mir hernieder,
Den Gott Apoll der Dichterstirn beschert!

H.

Albius Tibullus.

(54—19 v. Chr.)

Liebesschwur.

Nie wird ein weiblich Wesen mir entreißen
Die Lieb' zu dir: so ward es einst beschlossen,
Da wir zum ersten Male uns umfingen.
Nur dir gilt meines Herzens Schlag, und nimmer
Wird meine Blicke eines Mädchens Reiz bezaubern.
O möchtest einzig mir du herrlich scheinen
Und nimmer eines andern Aug' beglücken!
Dann schweigen still des Zweifels bitt're Qualen.
Mir bleibe fern das feile Lob der Menge:
Der Weise birgt im Busen still die Freude.
Mit dir vereint schwelg' ich ein selig Leben
Im düstern Wald, wohin auf sichern Pfaden
Der Mensch noch nie durchs Dickicht ist gedrungen.
An deiner Brust zerrinnen meine Sorgen;
Du bist mein strahlend Licht in dunkeln Nächten;
Es füllt die Wüste sich mit reichem Leben,
Wenn du, Geliebte, mir zur Seite wandelst.
Und stieg ein Weib aus Himmelshöhn hernieder,

Der Liebe Lust wird nimmer mich bethören.
Das schwör' ich dir bei deiner Iuno Walten,
Die du zum Schutz des Lebens dir erkoren.
Wie keine Gottheit ist sie mir gewaltig —
Doch weh! welch thöricht Wort hab' ich geschworen:
Mein Pfand hab' ich Unseliger vergeben!
Und deine Furcht, sie ist mit eins geschwunden.
Jetzt wirst du, grausam Mädchen, arg mich quälen:
O wie verwünsch' ich meiner Zunge Plaudern!
Dir muß ich ewig mich zu eigen geben,
Und nicht mehr kann ich fliehn der Herrin Dienste.
Stets muß ich Venus nun mein Opfer zollen!
An ihrem Altar sitzend will ich preisen
Die hehre Göttin, die den Meineid ahndet:
Sie wacht ob allen, die ihr nahn, voll Gnade.

H.

Sextus Propertius.

(um 55—15 v. Chr.)

Nächtlicher Besuch.

Wie einst in mattem Schlafe Ariadne
An Naxos Uferrand vereinsamt ruhte,
Als treulos Theseus' Kiel von dannen zog;[18]
Wie die Bakchantin, die vom wilden Rasen
Des Reigens müde niederstürzt', entschlummert
Im Blumenlager grüner Bergeshöhn:
So sah ich Cynthia.[19] Süße Ruhe hauchte
Ihr Mund. Auf zartem Arme lag ihr Haupt.
Ich aber kam vom üppigen Gelage
Und hell erglühten, tanzend in der Hand
Der Sklaven, durch die tiefe Nacht die Fackeln.
Ich trat heran, — noch hatte Bacchus Trank
Um alle Sinnen nicht sein dämmernd Dunkel
Gehüllt — mich auf das Lager sanft zu betten.
Doch ob im Herzen zwiefach heiße Glut
Mir brannte, ob erbarmungslose Götter,
Ob Bacchus auch und Amor mir geboten,
Mit leisem Arm die Schläf'rin zu umfangen,

Sie an mein Herz zu ziehn und süße Küsse
Dem Mund zu rauben — ach, ich wagt' es nicht,
Aus tiefem Schlaf die Liebste aufzustören:
Mich schreckte ihres Zornes Wüten, das
So oft mich schon geschmäht! Mit heißem Blick nur
Hing ich gebannt an ihr, wie Argos einst
Mit tausend Augen über Io wachte.[20]
Von meiner Stirn' löst' ich des Festes Kranz
Und legt' ihn dir, o Cynthia, ums Haupt.
Mit holder Freude faßt' ich deine Locken,
Still ordnend der gelösten reiche Fülle.
Verstohlen legt' ich in die offnen Händchen
Dir Äpfel, reichte leise dir Geschenke
Der Liebe, die dein Schlummer mir nicht dankte,
Geschenke, die vom sanftgeschwellten Busen
Aufs neue nur zur Erde niederrollten.
Und wenn im Schlummer hin und wieder du
Dich seufzend regtest, weh! wie fuhr ich auf
Und sah voll eitler Furcht in deinem Seufzen
Ein banges Zeichen, und ich fragte ängstlich,
Ob dir das Herz mit ungewohnter Furcht
Ein Traumbild schrecke, ob ein fremder Mann
Im Traum gewaltsam dich zur Liebe zwinge!

So harrt' ich lange. Durch das Fenster schwebte
Der Mond zu deinem Lager leicht herüber,
Und wie sein Schein um deine Glieder wob,

Auf deinem Leib in durst'ger Sehnsucht weilend,
Da schlugst du die geschlossnen Lider auf,
Vom leisen Strahl berührt, und also sprachst du,
Aufs weiche Kissen deinen Arm gestützt:
„Nun endlich suchst du meine Liebe wieder!
Hat von verschloßner Thür' ein ander Weib
Dich schimpflich fortgetrieben? Ach, vergebens
Hab' ich die lange Nacht auf dich geharrt:
Nun nahst du, wie die Sterne niedersinken!
O müßtest einmal du so bang die Nacht
Durchwachend warten, wie ich Arme stets,
O Ungetreuer, sie durchwachen muß!
Bald spann ich, mit der Spindel Purpurfaden
Den Schlummer wegzutäuschen; bald ergriff
Die Leier ich, wie Orpheus sie geschlagen,
Und sang mich müd. In stiller Kammer klagte
Ich leis mein Leid mir, wie die Sehnsucht oft
In bangen Wartens Qual mein Herz verzehrt —
Bis ich aufs Lager hinsank, bis der Schlummer
Mit seiner Schwingen holdem Schlag mich streifte
Und tröstend endlich meine Thränen stillte.“

E.

Der Liebe Glück.

O schlürfe nur am grünen Tiberstrande
Den Feuerwein aus funkelndem Pokal,
Indes die Wogen leichte Kähne tragen
Behend zu Thal.

Dort naht ein Floß, von Seilen hergezogen,
Das ächzend nur des Stromes Lauf besiegt.
Und sieh, wie, Stamm an Stamm, dein Hain die Kronen
Im Winde wiegt!

Genieße drum, mein Freund, des Glückes Wonne!
Allein des Lebens strahlend helles Licht,
Vor dem der Glanz des Reichtums stets erloschen,
Du kennst es nicht.

Nur wenn der Liebe sengend Feuer lodert,
Wenn Cynthia mich umschlingt in heißer Glut,
Dann strömt zu mir mit mächt'gem Schwall der Wogen
Des Goldstroms Flut.

Dann nenn' ich mein den lichten Kranz der Perlen,
Die köstlich prangen auf des Meeres Grund,
Dann preist mit neid'schem Sinn mein selig Leben
Der Fürsten Mund.

Mein Glück bleibt ewig, ob, vom Tod bezwungen,
Mein Geist hinunter zu den Schatten zieht;
Du wirst des Reichtums goldnen Glanz verfluchen,
Wenn Amor flieht.

Was kann der Tand, wenn Venus zürnt, mir frommen?
Manch harter Sinn beugt jäh sich ihrer Macht;
Vor ihr im Staube lag so oft gebrochen
Der Helden Kraft.

Auf Marmorschwellen tritt sie sonder Zagen
Und dringt ins Prunkgemach des Reichen ein;
Es wälzt der Jüngling sich auf seidnem Lager
In herber Pein.

Wenn mir die hehre Göttin naht voll Gnade,
Sprech' allen Fürsten dieser Welt ich Hohn,
Und seinen Ruhm sieht Krösus selbst erblassen
Auf goldnem Thron!

H.

In der Einsamkeit.

Hier will ich ruhn im stillen Waldesdüster,
Wo keines Menschen Ohr mein Klagen hört,
Wo in verschwiegner Wildnis das Geflüster
Des Zephyrs kaum das heil'ge Schweigen stört.

Hier kann im Lied ich meinen Schmerz ergießen;
Ohn' Bangen, ob er mich verrät einmal,
Kann ich dem Felsen all mein Leid erschließen,
Vertrauen meines Herzens bitt're Qual. —

Was that ich dir, daß du mich also kränktest,
Daß du mir, Stolze, schufst so bittern Harm?
Als du mir, Cynthia, deine Liebe schenktest,
Wie war ich reich — und jetzt, wie bettelarm!
Ob ich's verdient? Wer ist's, der mich beschuldigt,
Ich hätt' von dir, o Lieb, mich abgewandt?
Nie andrer Liebe hat mein Herz gehuldigt,
O glaub es, so gewiß, als ich empfand
Den leisen Wunsch, dich wieder mein zu nennen!
Ja, du bist hart! — Und dennoch werd' ich nie
Der Liebe Pflicht, dir zu verzeihn, verkennen.
Nie wird in meines Schmerzes Melodie
So heftig je des Zornes Saite klingen,
Daß Thränenflut des Auges Glanz dir trübt.
Weil meine Liebe jetzt die Kraft der Schwingen
Nicht mehr in allzu heft'gem Sturmflug übt,
Dein Lob nicht klingt in tönendem Gedichte:
Meinst, Cynthia, du, sei ausgeträumt der Traum?
So zeug' du, Buche, gottgeliebte Fichte, —
Wenn je der Liebe kund des Waldes Baum —
Zeugt, wie ich oft im schattenden Gewinde
Des dichten Laubes ausrief: „Cynthia!“

Wie oft ich in der Bäume junge Rinde
Das süße Wort grub, wenn kein Aug' es sah!
Ach! all mein Leid schaut' nur die stille Schwelle,
Wenn ich mich nächtlich vor dein Fenster stahl!
Wohl kannt' ich meines Grames bitt're Quelle,
Doch furchtsam schwieg ich, wenn's dein Mund befahl.

Nun treibt's mich durch die öde Bergeswildnis,
Durchs Waldgestrüpp als ruhelosen Gast;
Und in der kranken Brust dein stolzes Bildnis,
Find' kaum am Wegesrand ich kurze Rast.
Geschwätz'ge Vögel lauschen meinen Klagen,
Und ihnen künd' mein Leid ich und mein Glück,
Bis daß, vom Echo durch den Wald getragen,
Die Felswand laut ruft: „Cynthia“ zurück.

E.

Letzter Wunsch.

Wann einst mein Auge schließt des Todes Hand,
Sollt prunklos ihr zur Ruhe mich geleiten!
Kein langer Zug mit reichem Trauertand
Soll prangend hinter meinem Sarge schreiten!
Nicht soll aus Tubamund ein dumpfes Grüßen
In eiteln Klängen mein Geschick beklagen!
Nicht soll mit elfenbeinverzierten Füßen

Ein Prunkgestell die Totenbahre tragen!
O legt mich nicht auf seid'ne Kissen nieder!
Und wenn die dürft'gen Flammen mich verschlingen,
Soll sich kein Weihrauchduft zum Himmel schwingen!
O nein! Es wird ein überreicher Lohn
Dem Dichter einst zu teil, wenn meine Lieder
Als Leidgefolge mit mir ziehn zum Grabe,
Daß still ich vor der Totenfürstin Thron
Sie niederleg' als meine schönste Gabe!

E.

Traum.

Jüngst schaut' im Traum ich dich, mein Leben!
Im Meere schwamm zerschellt dein Kiel,
Und in der Wellen jähem Spiel
Sah ich dich schlaff die müden Arme heben.

„So oft hab' ich dein Herz betrogen!"
So stammeltest du, schreckerblasst.
Schon sank der Locken feuchte Last,
Vom Wasser langsam in den Grund gezogen.

Du triebest, wie auf blauer Welle
Einst Helle, als im raschen Flug
Sie übers Meer nach Kolchis[21] trug
Der schnelle Widder mit dem goldnen Felle.

Schon sah ich deinen Namen tragen
Die Flut; schon hört' ich, angstgebannt,
Wie auf dem Meer, nach dir benannt,
Dereinst die Schiffer dein Geschick beklagen.

Wie flehte ich Poseidon bange,
Wie fleht' ich alle Götter an
Im grenzenlosen Ozean,
Zu retten dich vom nahen Untergange!

Wie bangt' ich, Glaukos[22] könnt', o Hehre,
Erschauen deiner Augen Pracht:
So würdest du durch Zaubermacht
Die schönste Nixe rings im weiten Meere!

So würdest in des Meeres Frieden
Du wiegen dich im Reigentanz,
Daß deiner Schönheit holden Glanz
Geneidet dir die schönen Nereiden!

Da sah ich fern mit freud'gem Zagen,
Wie, dich zu retten, ein Delphin
Das graue Meer durchschoß, mir schien,
Derselbe, der Arion einst getragen.

Zu spät! Noch einmal hobst zu winken
Die bleiche Hand du aus dem Schlund;
Noch einmal riefst mit blassem Mund
Du flüsternd meinen Namen im Versinken.

Schon sprang ich auf, vom Klippenstrande
Hinabzustürzen in die See —
Da fuhr ich plötzlich auf, und jäh
Zerriß die Angst des Traumes starre Bande!

E.

Publius Papinius Statius.

(um 40 – 96 n. Chr.)

An den Schlafgott.

Was that ich, daß nach deinem Schlummer,
Der alle Wesen sanft umschlingt,
Umsonst in banger Nächte Kummer
Mein Auge ringt?

Die Herden ruhn, die Vögel schweigen,
Kein Laut entweiht die heil'ge Nacht,
Und wie im Traum die Bäume neigen
Die Wipfel sacht.

Nur dumpf erbraust des Meeres Tosen.
Zum Flüstern wird der Wogen Wut.
Am Strande lehnt, in trautem Kosen,
Die wilde Flut.

Es küßte meine bleichen Wangen
Des Mondes Licht schon siebenmal.
Ich schaute auf, vom Schmerz umfangen,
Zum Sternensaal.

Doch nimmer sank auf meine Lider
Der Schlummer, und im Flammenschein
Blickt' Eos[23] voll Erbarmen wieder
Auf meine Pein.

Und würden tausend Augen senden
Zum Himmel meiner Blicke Strahl,[24]
Umsonst! sie könnten nimmer wenden
Des Wachens Qual.

Wie oft geschah's, wenn mich umfangen
In dunkler Nacht mein trautes Lieb,
Daß dich mein glühendes Verlangen
Von dannen trieb!

Doch heute send' ich, holder Knabe,
Zu dir des Kummers brünstig Flehn:
Steig' nieder mit der süßen Gabe
Im Flügelwehn!

Wenn leis sich deine Schwingen breiten
Auf der Beglückten Stirn herab:
Rühr' mich nur im Vorübergleiten
Dein Zauberstab!

H.



Anmerkungen zu den Übertragungen.

[1] Heliodora ist eine Geliebte des Meleagros.

[2] Niobe hatte in vermessenem Stolze auf ihren Kinderreichtum die Leto (Latona) geschmäht; deshalb wurden ihre Söhne und Töchter von Apollon und Artemis, den Kindern der Leto, getötet.

[3] Beiname der Aphrodite; die Bezeichnung ist aus dem Namen der Insel Cypern gebildet, wo die Göttin hauptsächlich verehrt wurde.

[4] Das Bild des Gottes Priapos pflegte an Häfen zu stehen; zu ihm beteten die Schiffer um glückliche Fahrt.

[5] Auf Sirmio, dem heutigen Sirmione, einer vier Kilometer langen, schmalen Halbinsel im südlichsten Teil des Gardasees, besass Catull ein Landgut.

[6] Stadt in der kleinasiatischen Landschaft Bithynien.

[7] Italischer Feld- und Waldgott.

[8] Berg in Etrurien, nördlich von Rom.

[9] Quintilius Varus aus Cremona, ein Freund der beiden Dichter Horaz und Vergil. Er starb im Jahre 24 v. Chr.

[10] Als Totenführer geleitete Mercur die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt.

[11] Die Parther, welche in den Steppen von Iran wohnten, bedrohten in gefährlicher Weise die Ostgrenze des römischen Reiches.

[12] Das Lied bezieht sich auf die Besiegung des Antonius und der ägyptischen Königin Kleopatra durch Octavianus in der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.).

[13] Antonius.

[14] Altitalische Todesgöttin.

[15] Gemeint sind die Vestalinnen, die Priesterinnen der Vesta, welche das heilige Feuer der Göttin hüteten.

[16] Ein Bergbach in Apulien, an dem des Dichters Geburtsstadt Venusia lag.

[17] Sappho (vgl. oben S. 6 ff.) und Alkaios, deren Dichtungsart Horaz nachahmte, gehören zu den Hauptvertretern der ältern griechischen Lyrik.

[18] Auf seiner Fahrt von Kreta nach Athen verliess Theseus am Strande von Naxos, einer Insel im ägäischen Meere, seine Geliebte Ariadne.

[19] Die Geliebte des Dichters.

[20] Im Auftrage des Zeus bewachte der tausendäugige Argos dessen Geliebte Io.

[21] Landschaft an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Phrixos und Helle flohen vor dem Zorn ihrer Stiefmutter auf einem goldenen Widder übers Meer. Unterwegs aber stürzte Helle in die Tiefe und fand in den Fluten des nach ihr benannten Hellespontos den Tod.

[22] Ein Meergott.

[23] Göttin der Morgenröte.

[24] Anspielung auf den tausendäugigen Argos, vgl. Anm. [20].

ANHANG.

Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen.

Wenn in unseren Tagen ein Dichter, der ein schöpferisch poetisches Talent und eine feine ästhetische Empfindungsgabe sein eigen hieße, der mit dem dramatischen Genie eines Shakespeare begabt wäre, nach dem erhabenen Vorbild des großen Briten eine Tragödie schriebe, so gewaltig wie Richard III. oder Macbeth, er würde bewundert, aber der Stern seines Ruhmes möchte bald erlöschen. Nicht die poetische Gestaltungskraft, nicht die grandiose Erfindung stempelt den Dichter zum Führer einer Nation; *seines* Herzens Schlag muß zugleich der Herzschlag seiner *Zeit, seines Volkes,* seines *Landes* sein. Sein Jahrhundert ist das Erdreich, in dem er wurzelt. Fremdländische Pflanzen ergötzen wohl unser Auge, aber sie gedeihen nicht bei uns; jede wahrhaft große Dichtung ist unnachahmbar, weil wir den Erdgeruch nicht nachahmen können, der sie würzt, und der uns ahnen läßt, daß ein ganzes Volk an dem Werke des einzelnen Menschen mitgearbeitet hat. Und diesen Erdgeruch können wir nicht näher bestimmen; er entzieht sich jeder genauen Definition, aber er steckt tief verborgen in dem Hauch

der überzeugenden Wahrheit, der das Kunstwerk durchweht, einer Wahrheit, der wir uns willenlos hingeben.

Antike Lyrik in modernem Gewande! Dem Übersetzer ist ein dienendes Los gefallen. Ein Maler, der vor der Aufgabe steht, das verblichene Bild eines großen Meisters frisch zu beleben, hat die Intentionen, die ihn leiten sollen, genau vorgezeichnet. Nicht so der Übersetzer. Er muß die alte Form zerschlagen, um eine neue herzustellen, und der Wege, die zum Ziele führen, sind unendlich viele. Der Zweck, den er mit seiner Arbeit verbindet, ist offenbar der, auch anderen, Nichtkennern, den hohen künstlerischen Genuß zu verschaffen, den die Originaldichtungen ihm selbst bereiteten. Es ist daher vor allem seine Pflicht, daran zu denken, daß er ein *Kunstwerk* vor sich habe, und daß er ein Kunstwerk schaffen will. Denn das Übersetzen ist kein Handwerk,[1] das jeder beliebige ausüben kann, und die große Mehrzahl der Übersetzungen antiker Dichter, die wir besitzen, zeigt, daß die klassisch-philologische Bildung an und für sich den Menschen noch nicht künstlerisch empfindend macht. „Alle Poesie, die ein Volk unbefangen genießen, an der es sich entzücken und erheben soll, muß ihm in seiner eigenen Sprache mächtig entgegenströmen."[2] Der moderne Leser soll durch nichts Fremdartiges in seiner Begeisterung gestört werden, trotzdem eine

neue Welt sich seinem geistigen Auge öffnet. Die Unmöglichkeit, dieser Forderung absolut gerecht zu werden, hat man allerdings zu allen Zeiten eingesehen, und wie viele haben schon darüber geklagt, daß das Zarteste, Duftigste und Eigenartigste jedem Dichtwerk in der Übersetzung geraubt sei; wenn wir aber die Aufgabe in rein künstlerischem Sinn auffassen, wenn uns nur darum zu thun ist, Poesie durch Poesie wiederzugeben, dann läßt sich manche Klippe meiden.[3]

Goethes Einteilung in drei Übersetzungsarten, in die schlicht prosaische, die parodistische und die identische, ist ebensowenig wie ähnliche geistreiche Scheidungen geeignet, die Übersetzungskunst selbst auf die richtigen Bahnen zu leiten. Mögen sie auch historisch einige Berechtigung haben, so treffen sie den Kern der Sache nur scheinbar und gelangen in mancher Beziehung, so z. B. in der Frage über das Metrum, zu falschen Resultaten.[4]

Inhalt und Form, beides in gleicher Weise Ausflüsse des Zeit- und Volkscharakters, sind in jedem Kunstwerk zu unlöslicher Harmonie verflochten. Beim *Inhalt* beginnend, der in letzter Instanz allein darüber entscheidet, ob eine Dichtung auch in fremdem Gewand unvergänglich wirkt, wollen wir kurz zu zeigen versuchen, wie wir uns die Verpflanzung poetischer Werke am erfolgreichsten denken. *Wilamowitz*[5] sagt: „Es gilt den Buchstaben verachten und dem Geist

folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben. Das Kleid muß neu werden, sein Inhalt bleiben. Es bleibt die Seele, aber sie wechselt den Leib; die wahre Übersetzung ist Metempsychose." Gewiß; wenn der poetisch gewaltige Inhalt rein und elementar auf unsere Zeitgenossen wirken soll, wenn sie das Gefühl erhalten sollen, ein Originaldichtwerk und keine Übertragung vor sich zu haben, dann muß der Übersetzer die poetischen Gedanken, den poetischen Inhalt der alten Dichtungen im Geist der Gegenwart neu empfinden. So allein wird Poesie poetisch übersetzt, so allein läßt sich die poetische Treue wahren. Die Alten besitzen viele Bilder, viele Wendungen, viele Anschauungen, die wir nicht mehr oder nur noch zum Teil als poetisch anerkennen,[6] und die Kunst des Übersetzers, der nach poetischer Treue strebt, besteht darin, moderne Aequivalente zu finden. Wer hier etwas tiefer blickt, wird bald zur Überzeugung gelangen, daß sich überhaupt nicht allzuviele Dichtungen der antiken Lyrik in wirkliche deutsche Poesie übertragen lassen; denn oft ist die ewige Idee in der Zeitanschauung oder in der äußeren Hülle gleichsam erstickt. *Wilamowitz* ist der Ansicht, daß auch die alten Griechen jene unsere Lyrik kennzeichnende Gabe, sich ganz in die Natur zu versenken, und aus ihrem mitfühlenden Walten die Schwingungen der menschlichen

Seele herauszulesen, in vollem Maße besessen hätten, — eine Gabe, die *Goethe* im Prolog zum Faust in unsterblicher Weise charakterisierte. Zum Beweise für seine Ansicht übersetzt Wilamowitz Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh" ins Griechische.[7] Aber das Gedicht ist ein anderes geworden. Goethe macht die Natur zu seiner Vertrauten, die mit ihm sich sehnt und mit ihm leidet; kühler, aber plastischer, steht sie dem Griechen gegenüber, und was bei uns zum inneren Erlebnis wird, das bleibt beim Hellenen oft auf der Stufe des anschaulich durchgeführten Gleichnisses stehen. Der Grieche hat sich selbst unbewußt diese Schranke gezogen, da er die ganze Natur mit göttlichen Wesen bevölkerte, die er anbetet, vor denen er sich fürchtet. Seine Personifikationen sind daher sehr häufig nur auf mythologische und nicht auf poetische Gründe zurückzuführen. Selten wird der Bann ganz gebrochen, selten zieht der Hellene trotz seiner innigen Naturbeseelungen die letzte Konsequenz, selten vernimmt er seinen eigenen Pulsschlag in der Natur, und einige der etwas romantisch angehauchten Dichter Roms, die sich die alexandrinische Poesie zum Muster nahmen, sind in dieser Beziehung über die klassische Poesie der Hellenen hinausgeschritten und stehen dem modernen Empfindungsleben bedeutend näher.[8]

Wie Wilamowitz in der erwähnten Übertragung moderne Empfindungen antik darzustellen versucht,

so darf und soll ein Übersetzer den antiken Inhalt mit modern-lyrischen Empfindungen durchsetzen, denn nur so wirkt derselbe wieder in voller Lebenskraft, nur so ist uns ein Ersatz geboten für das Viele, was verloren gehen muß. Andernfalls bemühen wir uns umsonst, die Begeisterung des Übersetzers zu teilen, wir fühlen uns betrogen. Ich führe zwei Beispiele an. Die reizende Lamia-Ode des Horaz (I, 26) vermag uns nicht so recht zu erwärmen. Setzen wir aber an die Stelle des schönen jungen Freundes ein munteres Liebchen, dann scheint die Poesie des Liedes auch im Deutschen voll gewahrt zu sein (vgl. unsere Übertragung des Gedichtes S. 30). Ebenso haben wir in der „Frühlingsmahnung“ des Horaz (carm. I, 4; S. 26 f.) den schönen Lycidas mit einer Lydia vertauscht. Doch jetzt sind wir an der Grenze des Erlaubten angelangt. Die antiken Anschauungen dürfen wohl *aufgefrischt,* nicht aber *weggewischt* werden. Der Übersetzer soll die eigene Weisheit nicht zu stark in den Vordergrund drängen; ist er ein Dichter, so darf er wohl selbstschöpferisch nachempfinden, aber seine ureigenen Ideen müssen schweigen. Jede Übertragung wird als Kunstwerk unverkennbar die ausgeprägte Individualität ihres Schöpfers tragen, aber den Kenner soll sie gebieterisch an das Original erinnern.[9] So schwer es für den Philologen ist, sich von unten her der Kunstgrenze zu nähern, ebenso schwer muß es für den

Dichter sein, sich von oben her den Intentionen seines Originals anzupassen; denn wir wollen nicht wissen, was er selbst zu leisten im stande ist, sondern wie er einem andern das Wort zu erteilen vermag. *Hermann Stegemann* hat „die schönsten Lieder des Horatius zu Nutz und Frommen der Poesie der Antike entrückt." Wenn wir sie lesen, vernehmen wir wohl die Stimme Stegemanns, wir bewundern seine Gewandtheit und sein poetisches Talent, aber an Horaz denkt selbst der Kenner nicht mehr im entferntesten. Der alte Tempel ist völlig niedergebrannt, und an seiner Stelle ist ein neuer errichtet worden. Kein Stein ist beiden gemeinsam, andere Götter sind eingezogen. Doch Stegemann sucht uns zu trösten: „Ich habe den Geist des Altertums vertrieben um des Geistes der Poesie willen, denn auch ich bin ein Dichter."[10] Als Originaldichtungen verdienen in der That diese hübschen Lieder alles Lob, aber Horaz hat es nicht nötig, so sehr aus seiner Sphäre herausgerissen zu werden, sein Genius durchstrahlt die Zeiten hell genug.

Wie der dramatische Dichter den Charakter seiner Personen auch in der Sprache so viel als möglich — doch ohne die Grenzen, die ihm von der Ästhetik gesteckt sind, zu überschreiten — zu wahren sucht, aber stets über ihnen steht und sie mit seinem Geist durchtränkt, so wird sich der Übersetzer, der von

seinem Original durchdrungen und gesättigt ist, verhalten. — Wenn *W. von Humboldt*[11] sagt: „So lange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht“, so ist dies nur bedingt zutreffend. Auch „das Fremde“ soll möglichst heimisch gemacht werden, der Dichter soll sich bei uns einbürgern, ganz der unsrige werden. So ist Shakespeare ein Deutscher geworden, so sind das zweite und vierte Buch der Aeneis in unsere Litteratur übergegangen.

Wir finden es aber durchaus unrichtig, wenn man wie Stegemann die antike Mythologie ganz verbannt und durch moderne Anschauungen ersetzt; die Kunst des Übersetzers besteht vielmehr darin, dies uns an sich fremde Element uns in einer klaren und zugleich schönen Form zu bieten. Denn die Übersetzung soll ohne Kommentar gelesen und verstanden werden können. Abgesehen davon, daß Eigennamen und geographische Bezeichnungen selbstredend bisweilen einer kurzen erläuternden Notiz bedürfen, ist es unseres Erachtens besser, eine im Original knappe oder dunkle Anspielung etwas breiter auszuführen, einen erklärenden Vers hinzuzufügen, als den Leser zu zwingen, aus gelehrten Anmerkungen Weisheit zu schöpfen, die, wie der historische Hintergrund in einem Roman von Ebers, dem Ganzen nur lose angehängt sind und den Genuß stören. Einzig auf diese Weise kann der

Eindruck des Fremdartigen auf ein Minimum gebracht und die Begeisterung des Lesers erhalten werden, ohne daß man dem Original allzu nahe tritt.[12] Wir müssen daher den Ausspruch Humboldts: „Eine Übersetzung kann und soll kein Kommentar sein" durchaus zurückweisen und begreifen sehr gut, daß Wilamowitz betont, es sei fast unvermeidlich, daß die Übertragungen meist länger werden als das Original.[13]

Es ist schon als höchstes Ideal vom Übersetzer verlangt worden,[14] daß er die spezifische Eigenart des alten Dichters wahre, und diese Forderung berührt einen sehr wichtigen Punkt. Selbstverständlich übertragen wir einen Satiriker durchaus anders als einen Tragiker, und Homer muß einfacher werden als Vergil; aber es gibt noch feinere, wir möchten sagen persönlich-stilistische Unterschiede, die in Frage kommen. Schon eine Prosaübersetzung stößt in dieser Hinsicht auf zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten, man denke z. B. an die Unmöglichkeit, Wortspiele, Witze u. dgl. in einer fremden Sprache nachzubilden. Alle feineren, individuellen Nuancen sind, besonders in der Poesie, so unlöslich mit der Sprache des Autors verknüpft, daß wir es wie eine Art unnötiger und erfolgloser Spielerei empfinden, wenn in einer poetischen deutschen Wiedergabe ähnliches versucht wird. Zudem scheint uns, daß wir bei einem Autor manche Schrullen und Sonderbarkeiten schön, originell und

charakteristisch finden, die wir bei einem Übersetzer belächeln und auf ein künstlerisches Unvermögen zurückführen.[15] — Die poetische Diktion des Übersetzers muß weit eher ein tadellos schönes oder wenigstens ein konsequentes Gepräge aufweisen als der Stil des Originals, dessen charakteristisch-eigenartiger Grundton allerdings nicht allzusehr verschwinden darf. Es ist für den Übersetzer nichts Leichtes, am richtigen Ort auszulassen oder hinzuzufügen.

Eine schon oft behandelte Frage betrifft das *Metrum* der Übertragungen, und der Streit um den Hexameter ist nicht von heute. Ein allgemein gültiges Versmaß gibt es nicht, und wer den Hexameter als das epische Versmaß schlechthin bezeichnet, gleicht dem Erfinder des Volapük. Hat man die Sprache eines Dichtwerkes einmal aufgegeben, dann erfordert die natürliche Konsequenz, daß dasselbe auch seine metrische Tracht wechsle. Damit sind wir aber über die S. 57 erwähnte „identische" Übersetzung, die Goethe als höchste Stufe in der Übertragungskunst hinstellt, da sie zum Versmaß des Originals zurückkehre, hinausgelangt; die Vollendung muß höher gesucht werden.

Bleiben wir zunächst beim *Hexameter*. Er ist so gut wie die Sprache selbst ein Kind des griechischen Volkes, nur dieses kann ihn voll verstehen; unbewußt klingt ihm beim Anhören desselben die Musik, die

das Metrum zu bilden geholfen hat, mit. Dem Hellenen ist der Hexameter sowohl der *episch* erzählende Vers als auch das Gold, in das er die Perlen seiner *Lyrik* einzufassen vermag. Jeder noch so glühende Verehrer des Hexameter wird jedoch zugeben müssen, daß wir uns in unserer Lyrik dieser Einfassung nicht bedienen können. Ein lyrisches Gedicht in Hexametern ist für uns ein Oxymoron, ein presto gespieltes Adagio. — Aber auch die in Hexametern abgefaßte Übertragung Homers krankt an einem inneren Zwiespalt. Die Gedanken sind die unsrigen geworden, die Form ist die fremde geblieben.[16] *Wilamowitz* hat (a. a. O.) den genialen Versuch gewagt, einen kleinen Abschnitt der Ilias (III, 203—224) in die Nibelungenstrophe zu übertragen. Er zeigt, was für einen Eindruck Homer auf uns machen würde, wenn er ein *mittelhochdeutscher* Dichter wäre. Aber die *Gegenwart* harrt noch einer ihr angehörenden Ilias und Odyssee, und wir sind der festen Überzeugung, daß für einen *deutschen* Homer ein *deutsches* Versmaß, vielleicht der fünffüßige Iambus, zu wählen ist.[17]

Es ist sonderbar, daß es so schwer fällt, den Hexameter aufzugeben, wenn man einmal zur Überzeugung gekommen ist, er sei in der deutschen Sprache ein ganz anderes Gebilde als in der griechischen und lateinischen. So sagt der treffliche Gelehrte *W. Hertzberg,*[18] daß man eher von der Worttreue etwas opfern,

als das Wesen der poetischen Stimmung verfälschen dürfe, die im Metrum ihren Ausdruck finde. Für die Gegenwart ist dies schon deswegen keineswegs zutreffend, da der deutsche Hexameter als solcher nicht eine bestimmte poetische Stimmung in uns zu erwecken vermag. Und welcher Originaldichter schreibt heutzutage noch in Hexametern? Daß man zur Zeit unserer Klassiker, als die wiedererwachende Antike aller Augen blendete, sich mit Begeisterung dieses Metrums bemächtigte, war begreiflich und in jeder Beziehung fruchtbringend. Da man aber damals nicht mit vollem Bewußtsein die Form vom Inhalt zu trennen vermochte, ist es historisch und psychologisch sehr wohl begründet, daß *Bürger* seine iambische Homerübersetzung später in eine hexametrische umwandelte, und Hertzberg will mit Unrecht aus dieser Thatsache Beweise für seine soeben von uns angeführte Ansicht schöpfen.

Wir sind aber weit davon entfernt, aus dem unvergänglichen Lorbeerkranz des alten *Voß* auch nur ein Blatt herausreißen oder gar *Goethes* Hermann und Dorothea schmähen zu wollen. Die Anwendung des Hexameter hat die Leichtigkeit und Versabilität deutscher Verse sehr erhöht, derselbe hat mitgeholfen, die deutsche Poesie zur höchsten Blüte emporzubringen; allein was Mittel zum Zweck ist, wird darum noch nicht zum Zweck selbst, und daß man zu allen Zeiten,

und heute mehr als je, den Hexameter als etwas Fremdes, der deutschen Sprache nur Angelerntes empfunden hat, beweist schon der Umstand, daß seit Goethes Tagen keine kleinere oder größere Schöpfung ersten Ranges mehr dieses Versmaß aufweist. — Man braucht nicht so weit zu gehen wie *Wilamowitz*, der den Hexameter in Bausch und Bogen verdammt und Vossens Ruhm von den Sternen herunterreißt; aber auch wenn man zugesteht, daß es in unserer Litteratur schöne, vollendete Hexameter gibt, muß immer daran erinnert werden, daß die deutsche Sprache den Widerstreit von Wort und Versaccent, der das Hauptcharakteristikum des antiken Hexameter ausmacht, auf die Dauer nicht erträgt. Es ist unseres Erachtens nichts als Täuschung, wenn Hertzberg und so viele andere mit ihm jubeln: „Voß haben wir es zu danken, daß der Hexameter, und was sonst von antiken Metren sich unserer Prosodie fügt, den deutschen Dichtern ebenso geläufig geworden sind, wie irgend andere Formen.“ Nein, jede Poesie verlangt gebieterisch, daß der Übersetzer auch in metrischer Hinsicht einen ästhetisch-absoluten d. h. modernen Maßstab an seine Produkte lege, nicht einen historisch-relativen d. h. veralteten.[19]

Schiller hat uns in seiner Vergilübersetzung im allgemeinen den Weg vorgezeichnet, den ein Übersetzer wandeln soll. Natürlich halten wir nicht eine

stanzenartige Strophe, wie sie Schiller anwendete, für die allein seligmachende Form; über das äußere Kleid entscheidet in letzter Instanz der jeweilige Stoff und das Individuum des Übersetzers. Immerhin scheint uns, daß der Iambus — aber nicht der sechsfüßige Alexandriner — das gegebene Versmaß sei. Sogar *Hertzberg,* der strenge Verteidiger des deutschen Hexameter, beugt sich vor der Muse Schillers und reicht ihr die Palme. Wenn je, so läßt sich angesichts einer solchen Übertragung das Wort *Robert Schumanns* anwenden: „Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz.“[20]

Freie, wirklich poetische Übertragungen haben unseres Erachtens auch eine hohe *pädagogische* Bedeutung. Gerade die Lernenden sollten so bald als möglich in das Geheimnis einer solchen Nachbildung eingeweiht werden. Sie müssen die Überzeugung erhalten, daß ein poetischer Stoff gebieterisch eine poetische Übersetzung verlangt, und daß eine solche mit weit größerer Leichtigkeit den Kern der Sache erfaßt als eine mit vieler Mühe zusammengestoppelte Prosaübertragung. Nichts weitet den Blick des Lernenden so sehr, nichts vermag ihn eher aus der philologischen in die künstlerische Auffassungsweise hinaufzuheben, als wenn er die ewige Schönheit des Kunstwerkes zu ahnen beginnt, das er in sich aufnehmen soll. — Und es ist eine besonders glückliche Errungenschaft, daß wir

gerade für das zweite und vierte Buch der Aeneis eine solch klassische Übertragung besitzen; denn wenige Dichter bereiten dem Übersetzer ähnliche Schwierigkeiten wie Vergil.[21]

Was wir über den Hexameter vorgebracht haben, das gilt mutatis mutandis — und zwar in noch höherem Grade — für die komplizierteren antiken Versmaße. Unsere deutschen Dichter, vorab die Klassiker, haben in der Lyrik so viel Schönes geschaffen, daß es für einen Übersetzer nicht allzuschwer sein dürfte, für das Versmaß einer sapphischen Ode oder der Chorgesänge eines Aischylos ein deutsches Äquivalent zu finden, und unseres Erachtens wird die Feinheit und Prägnanz einer Übersetzung, sei es einer iambischen oder einer daktylischen, bedeutend erhöht, wenn auch der Reim verwendet wird. —

Der Übersetzer will nichts Ewiges schaffen, er ist bestrebt, dem Ewigen ein vergängliches Kleid überzuwerfen, und wie die Zeiten, so müssen die Übertragungen sich umgestalten. Jedes Volk, jedes Jahrhundert hat seinen eigenen Horaz. Aber gerade dadurch ist er unvergänglich, daß jede Zeit ihn besitzen kann, daß er auf jedes Volk in seiner Weise wirkt. Der Wein bleibt derselbe, ob wir ihn aus einer goldenen Schale trinken oder ob er uns in einem Römer kredenzt wird. Soll Homer ein Deutscher werden, so muß er im deutschen Erdreich wurzeln, so gut wie Schiller.

Nur einmal strahlt die Sonne des Genius ungetrübt und unmittelbar, allen späteren Zeiten wandelt sie hinter Wolken, und ein Übersetzer darf sich glücklich schätzen, wenn ihre Flammenpfeile hie und da den Dunstkreis durchbrechen.

H.

Anmerkungen zum Anhang.

[1] Dieser Ansicht ist offenbar *C. Beyer,* doch bedeutet dessen dickleibige sog. Übersetzungskunst (Deutsche Poetik, III. Teil, Stuttgart [2] 1887, Seite 184—263) trotz der Selbstüberhebung des Verfassers nicht viel mehr als eine oft nicht unpraktische Stoffsammlung.

[2] *Michael Bernays,* Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieck'schen Shakespeare (Preuss. Jahrb. 68, 1891 II., S. 524—569), S. 565.

[3] Bekannt ist z. B. der paradoxe Ausspruch *Moritz Haupts:* „Das Übersetzen ist der Tod des Verständnisses" (*Christian Belger*, Moriz Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879, S. 151).

Julius Keller weist in seiner feinen und philosophisch durchdachten Abhandlung „die Kunst des Übersetzens", (Progr. des Gymnasiums in Karlsruhe 1892) die Unmöglichkeit einer deckenden Übersetzung von einer Sprache in eine andere nach. Er sucht der Eigenart einer Sprache und ihren Schönheiten auf diese negative Art gerecht zu werden. Um aber besonders den poetischen Kunstwerken eines fremden Volkes zu ihrem Recht zu verhelfen, gibt es noch einen zweiten, positiven Weg: wir meinen die vom Standpunkt der Kunst ausgehende Übertragung. Mit deren Hülfe lässt sich die allgemeine Über-

einstimmung in der poetischen Empfindung zeitlich und örtlich getrennter Völker darlegen. Mit Beziehung auf diese ewig gleichen Stoffe und Bilder der Poesie sagt *Rückert* (Einleitungsgedicht zur Hamasa):

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur.

[4] *Goethe,* Noten und Abhandlungen zum westöstlichen Divan (in Loepers Ausgabe, Berlin, Hempel, S. 359—362). — Eine ausführlich begründete Einteilung findet sich z. B. ferner bei *Tycho Mommsen,* die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche, Frankfurt a./M.[2] 1886, S. 10 f. Mommsen scheidet — im Grund ähnlich wie Goethe — in die stillose Übersetzung, die Originaldichtung im fremden Stil und die strenge oder stilhafte Übertragung.

[5] Euripides Hippolytos, griechisch und deutsch von *U. v. Wilamowitz-Moellendorf.* Der erste Teil der Einleitung (S. 1—22) trägt den Titel: „Was ist übersetzen?“ Die citierte Stelle siehe daselbst S. 7.

[6] Im allgemeinen darf man wohl sagen, dass die antike Dichtung plastischere, markigere Bilder hat als die moderne Poesie, welche erstens quantitativ in dieser Beziehung mehr leistet und zweitens — der heutigen Kulturstufe entsprechend — seelisch tiefer dringt. Diesen Punkt berührt *H. Frommann* in seiner wenig gekannten Studie „Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Klassikern“, Jena 1866 (S. 11). In seinen Beispielen geht er oft etwas zu weit, so, wenn er S. 10 sagt: „Es wird wohl jetzt schwerlich mehr einem deutschen Dichter einfallen, anstatt «Laub» zu sagen das «Haar der

Bäume» (nemorum coma), wie es bei den augusteischen Dichtern wiederholt vorkommt." Dies ist Täuschung. *H. Koch* gibt zu Homers Ilias 17, 677 (Hannover [2] 1874) für einen solchen Gebrauch des deutschen „Laub" nicht weniger als zehn Beispiele aus unseren klassischen und modernen Dichtern an. Es liesse sich diese Sammlung mit Leichtigkeit noch vermehren, vgl. z. B. *Ricarda Huch,* Gedichte (Leipzig 1884) S. 183:

> Einmal vor manchem Jahre
> War ich ein Baum am Bergesrand,
> Und meine Birkenhaare
> Kämmte der Mond mit bleicher Hand.

Dass übrigens ganz besonders auf dem Gebiet der Metapher und des Gleichnisses der Weiter- und Neubildungsprozess der Sprachen ein sehr reger ist, liegt in der Natur eines jeden Volkes. Diese Erscheinung ist von *Julius Keller* eingehend begründet worden a. a. O. S. 14. Namentlich die Lyrik, welche Gefühle in Worte und Bilder umsetzen muss, kommt hier in Betracht. Ich citiere noch einen Ausspruch *A. Biese's* aus dessen scharfsinniger Schrift: „Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie" Berlin 1889 (S. 7): „Je mehr das Innenleben beteiligt ist in der Dichtung, desto innerlicher wird der Ausdruck in der Sprachform sein, d. h. desto reicher wird jene an Bildern in engerem Sinne, an Metaphern sein."

[7] *Wilamowitz* a. a. O. S. 16 f. — *Goethe,* Faust, I. Teil, S. 116—125:

> Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
> Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
> Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
> Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?

Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter? —
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

Auf der im Gegensatz zu den antiken Völkern ganz von der Natur durchsättigten finnischen Volkslyrik (vgl. die Sammlung *Kanteletar* übersetzt von *Hermann Paul,* Helsingfors 1882) aufbauend, äussert der schwedische Dichter Finlands, *J. L. Runeberg* (1804—1877) in dem Gedicht „Der Barde" (Ausgewählte Gedichte, deutsch von *M. Vogel*, Leipzig 1878, S. 18 f.) einen ganz ähnlichen Gedanken:

Und unbekannt, nur in sich selbst gekehrt,
War er mit einer Riesenwelt im Bunde,
Der Strom hat ihn den Ton der Kraft gelehrt,
Und Wald und Bach gab von Entbehrung Kunde.

Ein Bild vom Mannesmut, ein kühner Held,
Sah er den Felsen fest in Stürmen stehen,
In Blumen schlug die Liebe aus dem Feld,
Aus Himmels Blau schien Frauenaug' zu sehen.

[8] Mit Recht sieht *W. S. Teuffel* in seinem Vortrag „Zur Vergleichung antiker und moderner Lyrik" (Studien und Charakteristiken, S. 76 ff., Leipzig 1871) einen Hauptgrund für den typischen Charakter der älteren griechischen Lyrik auch in dem Umstand, dass jeder Dichter zugleich der Komponist seines Liedes war. — Dagegen behandelt Teuffel (S. 79 f.) die Beziehungen des Menschen zur Natur rein äusserlich. Ihm ist das Verhältnis des modernen Menschen zur Natur überwiegend das des Gegensatzes, während bei den Griechen

zwischen Natur und Mensch eine herzliche Freundschaft bestehe. Im Gegenteil! Gerade die vielen Personifikationen der Natur weisen darauf hin, dass der Grieche den Gegensatz zwischen sich und der Natur nur zu gut empfand, und dass er ihn möglichst zu verwischen suchte. Aber vorhanden bleibt derselbe doch stets, denn die Naturgottheiten sind überirdische Wesen, und der Mensch muss darnach trachten, sich mit ihnen auf einen guten Fuss zu stellen. — Von solch hemmenden Vorstellungen frei, kann der moderne Dichter die Natur ganz anders in sich aufnehmen. Ob er sich dabei in einen Gegensatz zu ihr stellt, oder ob er sein Schicksal in ihrem Walten sich wiederspiegeln sieht, das bleibt sich in Bezug auf das Prinzipielle unserer Frage ganz gleich und ist etwas rein Zufälliges. In beiden Fällen — und darauf kommt es an — lebt die Natur im Menschen und dieser in ihr. — Sehr feine und im Grunde mit der von uns vorgetragenen Ansicht übereinstimmende Bemerkungen über dies Gebiet findet man in der Studie von *Th. Plüß:* „Die Entstehung und das Wesen griechischer und moderner Lyrik" (Horazstudien, Leipzig 1882, S. 364 f.); namentlich das moderne Naturgefühl ist an der Hand von Goethes Lied: „Füllest wieder Busch und Thal" vortrefflich charakterisiert. — Diese ganze Frage ist übrigens am eingehendsten und objektivsten von *A. Biese* behandelt worden in seiner Schrift „Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern" (2 Teile, Kiel 1882—1884). Biese weist nach, wie viele Ansätze und Keime unseres modernen Natursinnes sich schon bei den Alten finden. In Biese's Buch findet man die gesamte Litteratur über dies Thema verzeichnet und

besprochen. — Vgl. noch *A. Biese,* Die ästhetische Naturbeseelung in antiker und moderner Poesie, Zeitschrift f. vergl. Litteraturgeschichte I (Berlin 1887) S. 125—145, 197 bis 213 und 407—456; ferner *L. Friedländer,* Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms II [3], S. 181—255 (Leipzig 1874).

[9] Den Geist der *Sprache* eines Volkes können wir aus Übersetzungen nie oder nur ganz unvollkommen kennen lernen. Insofern hat *Julius Keller* recht, wenn er a. a. O. S. 28 sagt: „Man vergisst in der Regel, dass jede Übersetzung, wenn sie gut ist, nicht fremden Geist in unsere Sprache bringt, sondern dass sie fremden Geist in unseren Geist verwandelt, dass wir sonach in den Banden des eigenen Geistes befangen bleiben.“ Der *poetische* Geist eines Volkes aber kann uns durch poetische Übersetzungen näher gerückt werden, und insofern hat Keller unrecht; vgl. auch Anm. [10]. Wenn man *Kulturgeschichte* studieren will, dann allerdings muss man sich an das Original oder an wortgetreue Verdeutschungen halten.

[10] Des Horatius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie; Dichtungen von *Hermann Stegemann,* Berlin 1893, Einleitung S. 7. — Auf Stegemann passt vortrefflich, was Julius Keller S. 34 im allgemeinen von der freien Übersetzung sagt: „. . . oder die Nachbildung ist eine völlig freie und folgt den eigenen Gesetzen des neuen Materials, dann ist sie aber keine Übersetzung mehr: dann ist z. B. an Stelle einer Athene eine Thusnelda, an Stelle einer Clytia ein Gretchen getreten, und eine Venus von Milo trüge dann vielleicht die Züge einer Holbein'schen Madonna.“ Wenn man, wie

Keller, diese Worte auf jede freie (d. h. für unseren Fall poetische) Übersetzung anwendet, bedeuten sie eine starke Übertreibung. Man vgl. z. B. die Übertragungen der gleichen Oden des Horaz bei Stegemann und in unserer Sammlung (es sind I, 4; I, 9; I, 26; I, 38; II, 3) mit dem Original, so wird man sich leicht überzeugen können, dass eine freie Übersetzung noch lange nicht, wie Keller zu glauben scheint, mit einer völligen Aufgabe alles Fremdartigen identisch ist. Auch bei gänzlicher Abstreifung der Form kann der poetische Inhalt des Originals gewahrt bleiben, da es eben nicht eine „völlig heterogene geistige Welt" ist, in welche übertragen wird.

[11] *W. v. Humboldt,* Gesammelte Werke Bd. III, Berlin 1843, S. 16. Die Stelle befindet sich in der Einleitung zur metrischen Übersetzung von Aischylos' Agamemnon.

[12] Dies ist z. B. *H. Blümner* ausgezeichnet gelungen in seiner „Satura" (Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Bearbeitung, Leipzig 1897).

[13] *Humboldt* a. a. O. und *Wilamowitz* a. a. O. S. 16.

[14] Vgl. z. B. *Paul Cauer*, Die Kunst des Übersetzens, ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht, Berlin [2] 1896, S. 6.

[15] Dies hat schon *Herder* sehr wohl gefühlt, wenn er in der Nachschrift zu seinen Übersetzungen aus Balde (Werke, ed. Düntzer, Berlin, Hempel; Band III, S. 288) sagt, er habe Flecken hinweggethan, und wo dem Umriss eines Gedichtes etwas zu fehlen schien, mit leiser Hand — wie bei einer alten Zeichnung — die Linien zusammengezogen, damit er den Dichter *seiner* Zeit darstelle. — Je eigenartiger übrigens ein Dichter ist, desto mehr

Schwierigkeiten bietet er einer wirklich poetischen Übertragung, desto künstlerischer muss sein Übersetzer veranlagt sein.

[16] Auch *Wilhelm Jordan* neigt dieser Ansicht zu; das sagen uns die fast resignierten Worte in der Einleitung zu seiner Odyssee (Homers Odyssee, übersetzt und erklärt, Frankfurt a./M. [2] 1889, S. XXXII): . . „Auch hat noch keine andere Übersetzung Homers, weder die prosaischen, noch die iambischen oder gar die gereimten und dadurch äusserst widerwärtig romantisierten, Anklang zu finden vermocht. So blieb es gleichwohl das natürlichste, dass auch ich mich zur Nachbildung der Odyssee dieses Enkels ihres Verses bediente." Der Umstand, dass noch keine freie Übersetzung Homers Anklang gefunden, beweist nichts gegen die Übersetzungsart an sich, wohl aber sehr viel gegen die Übersetzer. — Über die Verwendung eines modernen Versmasses für antike Epen äussert sich ferner treffend *Constantin Bulle* in der Einleitung (S. XV) zu seiner Übersetzung der Metamorphosen Ovids, vgl. Anm. [21]

[17] Die etwas trockenen Versuche, die *Hermann Grimm* in seinen „Homer" (Ilias, 2 Teile, Berlin 1890 und 1892) eingestreut hat, dürfen wir wohl übergehen, da Grimm nur „einen kahlen Auszug der betreffenden Homerverse" bieten wollte. — *Julius Keller* ist wohl kaum im Recht, wenn er a. a. O. S. 38 behauptet, dass deswegen, weil unsere Sprache längst über die Epoche des Volksepos hinausgeschritten sei, ein deutscher Homer nicht gedacht werden könne. Einmal handelt es sich hier nicht um eine Originaldichtung, dann zeigt die Freude und die Verehrung unserer Zeit für Homer, dass er uns keineswegs zu fern liegt. Die Aufgabe eines

Übersetzers müsste darin bestehen, ihn in unserer *modernen* Sprache in *relativer* Einfachheit nachzubilden, denn auch heutzutage besitzen wir neben dem mehr rhetorischen einen einfachen Stil. Nur so können wir dazu gelangen, in Homer das zu sehen, was die Griechen in ihm erblickten. Denn jede Zeit versteht unter dem Einfachen, Schlichten wieder etwas anderes, und es ist das Los der Übersetzungen, zugleich mit dem ästhetischen Geschmack der Völker zu wechseln.

[18] *W. Hertzberg,* Zur Geschichte und Kritik der deutschen Übersetzungen antiker Dichter, Preuss. Jahrb. Bd. XIII, 1864, S. 219—243 und S. 360—391. Die von mir citierten Stellen befinden sich im zweiten Teil.

[19] *Für* Voss und seine Bedeutung in litteraturhistorischer Beziehung ist *M. Bernays* a. a. O. eingetreten. Auch *Julius Keller* lässt ihm S. 38 mehr Gerechtigkeit widerfahren als *Wilamowitz;* doch haben wir zu seiner Ansicht schon Anmerkung [17] Stellung genommen.

Wenn *Julius Keller* S. 35, um den Gegensatz des antiken, aus dem Geist der griechischen Sprache entstandenen Hexameter zu seinem deutschen Ebenbild zu erklären, sagt: „Wer den antiken Hexameter nicht gelernt hat, muss den deutschen eben erst lesen lernen“, so liegt hier doch eine kleine Übertreibung vor, die sich jedenfalls nicht auf die schwierigeren Versmasse der Griechen ausdehnen lässt. Jedes Kunstverständnis setzt eine gewisse Bildung voraus, einem Ungebildeten wird auch in der eigenen Sprache das Verselesen stets Mühe machen. Bei den Römern war der Hexameter ebenfalls eine Art Nationalmetrum, aber auf sie lässt sich der Ausspruch Kellers überhaupt nicht anwenden, er beweist daher im allgemeinen für unsere Frage wenig.

Wir können diese Gedankengänge nicht verlassen, ohne das auf den ersten Blick bestechende Bild anzuführen, mit dem *Tycho Mommsen* a. a. O. S. 14 f. den Hexameter und die antiken Metren fürs Deutsche zu retten sucht: „All das sind, sagt man, undeutsche Formen; nur der Volksliederton oder die einfache gereimte und die Nibelungenstrophe sind uns natürlich; als ob die Gelehrten zu bestimmen hätten, was uns natürlich sei! Was unser Ohr ergötzt und unser Herz bewegt, das ist natürlich. Und gelingt ersteres nicht ohne einige Lehre und Anleitung, so erinnere man sich, dass die Orange doppelt so lange Zeit braucht, um zu reifen, als der Holzapfel, oder dass jene nicht darum ungeniessbar ist, weil vielleicht einer bei der ersten Bekanntschaft in die bittere Schale hineinbeisst. In der That kommt es mir so vor, wie wenn der Deutsche sich verbieten wollte, Orangen und Feigen zu essen, weil sie bei ihm nicht wachsen, und weil sie frisch vom Baume besser schmecken, und weil eigentlich nur der Gravensteiner mit seinem zarten Duft uns wohl schmeckt." Uns scheint das tertium comparationis anderswo zu liegen: Mit Vergnügen geniesst der Deutsche die fremde Frucht, d. h. das Dichtwerk in der Ursprache und im Originalmetrum, aber gedeihen kann die Orange bei uns nur in Treibhäusern, im Freien erfriert sie; so ist auch der deutsche Hexameter nur ein künstliches Produkt.

[20] *Robert Schumann,* Musikalische Haus- und Lebensregeln (Reklamausgabe Bd. 3, S. 175).

Wenn aber *Tycho Mommsen* a. a. O. S. 13 von einer Misshandlung der Aeneis durch Schiller redet, dann scheint er den Flügelschlag des Genius, der dieses Kunstwerk durch-

rauscht, nicht vernommen zu haben. — Aber Mommsen ist nicht der einzig blinde. *G. Lejeune Dirichlet* überträgt (Neue Jahrbücher f. Phil. und Päd. von Fleckeisen und Richter, Jahrgang 64, Bd. 21 [1894] S. 507—518) diese Auffassungsweise auf das pädagogische Gebiet. Er preist den Vossischen Homer, dessen historische Bedeutung er klar darlegt und fährt S. 511 fort: „ich würde glücklich sein, wenn ich für andere Schriftsteller immer ein ähnliches Hülfsmittel zur Hand hätte, z. B. für die Aeneis. Hier haben wir ja die Vossische Übersetzung und daneben die Schiller'schen Übertragungsproben. Aber beides hilft wenig oder nichts." (!) Vgl. dagegen, was wir S. 68 über den erzieherischen Wert poetischer Übersetzungen sagen.

[11] *Oskar Brosins* trefflicher Aeneiskommentar (5 Bändchen, Gotha, Perthes) hat sich ebenfalls ein hervorragendes Verdienst um eine wirklich poetische Auffassung und Übersetzung dieses Epos erworben. Durch *Schiller* und *Brosin* sind unseres Erachtens nicht nur für Vergil, sondern auch für andere antike Dichter alle Zweifel, wie Poesie zu übertragen sei, beseitigt worden. — Auch die Bucolica Vergils sind uns in der freien, ungereimten iambischen Übertragung von *W. Kopp* (Die zehn Hirtenlieder des Vergil, Berlin 1873) in ausgezeichneter Weise nahe gerückt worden.

Ovids Metamorphosen sind kürzlich in einer vortrefflichen Stanzenübertragung von *Constantin Bulle* erschienen (Ovids Verwandlungen, Bremen 1898). An und für sich ist wohl Ovid derjenige unter den römischen Dichtern, der es am wenigsten verdient, übertragen zu werden, da er mit seiner glänzenden rhetorischen Begabung oft den gänzlichen Mangel einer wirklich poetischen Empfindung zudecken muss. —

Dadurch, dass Bulle die Ottaverime wählte, hat er sich grosse Schwierigkeiten auferlegt, die er aber meistens mit bewunderungswürdiger Gewandtheit überwindet. — Bulle hält es (Vorrede, S. III) für das richtige, ein solches Werk wie die Metamorphosen nicht teilweise, sondern in unverkürzter Gestalt zu übersetzen. Man vgl. dagegen, was wir S. 53 über die Übersetzbarkeit antiker Stoffe gesagt haben. Schon manchem deutschen Dichter ist damit ein schlechter Dienst erwiesen worden, dass man nach seinem Tod alle Werke, die er hinterlassen, veröffentlichte, auch diejenigen, die er selbst entschieden für sich behalten hätte; und mancher bedeutende Lyriker (ich erinnere an *Geibel*) hat seinem eigenen Ruhm dadurch geschadet, dass er zu viel edierte. Dies ist vielleicht auch ein Punkt, den ein Übersetzer ins Auge fassen sollte, der seinem Original die gewünschte Wirkung und eine richtige Würdigung verschaffen will.

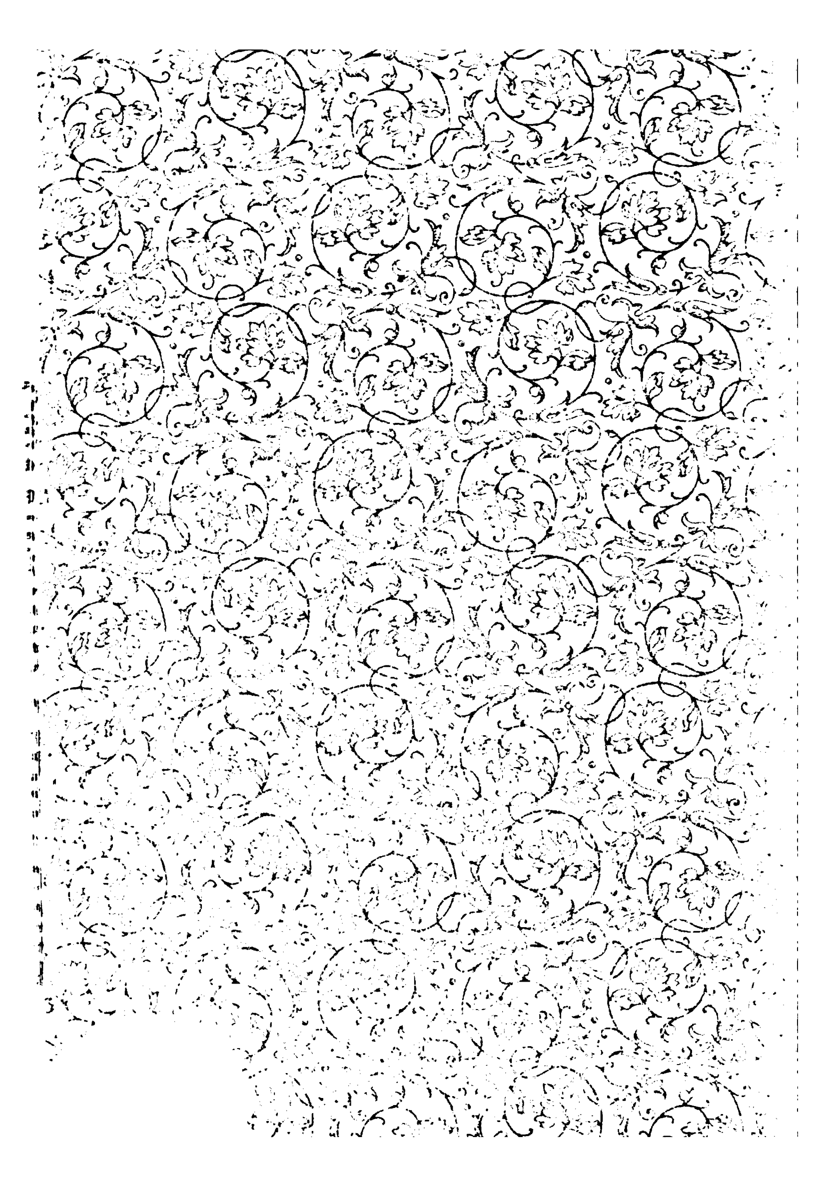
H.



Inhalt.

* Wir citieren nach Bergk-Hiller.

Seite



DATE DUE
